Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt
Band: 69 (1987)
Heft: 2

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schweizer Frauenblatt

Nr. 2 Februar 1987 Fr. 4.20 69. Jahrgang AZ 8703 Erlenbach

Frauen im Exil

Frauen haben Ideen

Frauen helfen Kranken

Frauen müssen sparen

★★★★ hotel kurhaus schwefelbad

SPEZIAL-TIP für Individual-Kur oder Ferien

in einem unverfälschten Landschaftsparadies!

- Einziges Schweizer Heilbad mit hauseigenem Naturfango aus eigener Schwefelquelle
- Zelltherapie nach Prof. Niehans (inkl. Thymus-Zellen)
- Original chinesische Akupunktur/ Neuraltherapie / Ozontherapie
- Schlankheitskuren

SCHWEFELBERG-BAD ideal für erholsame und aktive Ferien oder gesunderhaltende Kuren!

Hotel Kurhaus, 1711 Schwefelberg-Bad
Tel. 037-39 26 12/Schwarzenburgerland
Propr. und Direktion: H. Meier-Weiss und Partner Prof. Dr. med. F. Hsu, ärztliche Leitung

Schweizer Heilbad

Schweizer Mustermesse Basel
14.–23. März 1987

Marktplatz der Schweiz für die Welt

NEU! Mit dem MUBA-KOMBI für Fr. 20.– an die MUBA

Bahn, Transfer mit Tram und Messeeintritt inbegriffen. Zum Superpreis von Fr. 20.– für ½-Preis-Abonnenten und Kinder. Zum Superpreis von Fr. 30.– für alle übrigen.

SBB

Für mehr Umweltschutz mit der Bahn an die MUBA.

Weiterbilden – weiterkommen

neben dem Beruf, unabhängig von Wohnort und Alter; Beginn jederzeit

Maturitätsschule:
Eidg. Matur
Eidg. Wirtschaftsmatur
Aufnahmeprüfung ETH, HSG

Handelsschule:
Bürofachdiplom VSH
Handelsdiplom VSH
Eidg. Fähigkeitsausweis

Höhere Wirtschaftsfachschule:
Eidg. Diplome für Buchhalter, Treuhänder, Bankfachleute, Betriebsökonom HWV

Schule für Sprachdiplome:
Universitäten Cambridge, Perugia, Barcelona; Alliance Française Paris, Zürcher Handelskammer (Deutsch)

Sprach- und Weiterbildungskurse:
Fremdsprachen, Informatik/EDV, Natur- und Geisteswissenschaften, Wirtschaftsfächer

Qualitätsnachweis: überdurchschnittliche Erfolge an staatlichen Prüfungen seit mehr als 30 Jahren.

AKAD

Akademikergesellschaft für Erwachsenenfortbildung AG
Jungholzstr. 43, 8050 Zürich
Telefon 01/302 76 66
oder 01/252 10 20

986

An AKAD, Postfach, 8050 Zürich

Name/Adresse:

Nr. 67

Senden Sie mir bitte unverbindlich Ihr Unterrichtsprogramm (keine Vertreter)

Lebensprobleme lösen

verlangt Einsicht in die unbewussten Impulse und Motive, die den Charakter und das Verhalten bestimmen. Die persönliche Schrift ist dazu ein untrüglicher Wegweiser.

Ein grafologisches Gutachten

wird bei Problemen im Beruf, in der Ehe und der Partnerschaft sowie bei der Personalbeurteilung dem Therapeuten, Berater und Personalverantwortlichen klärende Dienste leisten und heikle Entscheidungen wesentlich erleichtern.

Wenden Sie sich an:

Dr. Madeleine Sitterding, Psychologin
8722 Kaltbrunn
Kirchhaldenstr. 46, Tel. (055) 75 24 52

MRS-Institut
Dr. Monique R. Siegel
Witikonerstrasse 105
8032 Zurich
Telefon 01/53 77 79

Sicherheit in der deutschen Sprache, besonders bei schriftlichen Unterlagen – ein Traum? Nein. Vielmehr ein konkretes Ziel, das auch Sie erreichen können. Mit dem einjährigen *Vorbereitungskurs* auf das anerkannte *Deutschdiplom der Zürcher Handelskammer.*

Beginn: *Freitag, 24. April 1987*
(Frühzeitige Anmeldung empfohlen.)

Brave Hausfrauen waschen ihre Wäsche nur noch bei 65 Grad. Sie tragen jedes Joghurtgläschen zurück. Sie kochen ihr Kaffeewasser mit dem Tauchsieder. Sie schalten im Winter den Kühlschrank aus. Sie brauchen die Geschirrspülmaschine nur noch bei Grossandrang von schmutzigen Tellern und Tassen. Kurz, die braven Hausfrauen sind zu umweltbewussten Energiesparerinnen geworden. ■ Wie aber machen's die Grossen? Sie reden in Behörden viel und gescheit, doch dann gehen sie hin und kaufen beispielsweise eine Schneemaschine. Schliesslich soll das Geschäft mit den Touristen in den Wintersportorten auch dann laufen, wenn gar nicht richtig Winter ist. ■ Doch haben Sie schon einmal überlegt, wieviel Energie eine solche Schneemaschine verschlingt? Die paar lächerlichen Eiswürfelchen in Ihrem Kühlschrank wären auf einer Piste jedenfalls nicht mehr als der berühmte Tropfen auf dem heissen Stein. Es braucht das Millionenfache an Kälteproduktion und damit an Energie. ■ Oder unser Kult mit der Verpackung. ■ Sicher ist es lobenswert, wenn Frauen Altpapier sammeln und Altglas abliefern, doch vielfach wäre es wohl gescheiter, von allem Anfang an für weniger Abfallmaterial zu sorgen. Konkreter: Warum muss eigentlich ein jeder Suppenwürfel drei- und vierfach eingewickelt werden? Warum werden Biskuits nicht nur durch Karton, Cellophan und Papier geschützt, sondern zusätzlich auch noch in Plastikschälchen gelegt? Warum gibt's Gewürze praktisch nur noch in Gläsern und Blechdosen? ■ Oder die vielen geheizten Privatschwimmbäder, die vollklimatisierten Bürohäuser und der Massenverbrauch von Wegwerfgeschirr aus Plastik? ■ Wir meinen, Umweltschutz sollte nicht zur Alibiübung für brave Hausfrauen werden, sondern auf allen Ebenen gleichermassen vorangetrieben werden.

Charlotte Peter

Zum Titelbild:
Die Malerin Silva Preiss
Foto: Ruth Vögtlin

Margit Huber – Politikerin in eigener Sache **4**
Frauen haben Ideen – der Kunstkuchen **6**
Gute Berufschancen für Krankenpflegerinnen **8**
Schicksale – Frauen im Exil **12**
Umweltproblem Müll **14**
Veranstaltungskalender **17**
Frauen machen sich selbständig **19**
Gut angelegte Batzen **25**
Frauenfasnacht **26**
Kein Sozialfall, aber ... **28**
China für Fortgeschrittene **30**
Tierversuche **32**
Kurznachrichten **33**
Mode-Neuheiten **37**
Kaffeearbeiterin in Nicaragua **38**

Impressum

Schweizer Frauenblatt
1919 gegründet
68. Jahrgang
Erscheint monatlich

Herausgeber: Hans Menti
Redaktion: Dr. Charlotte Peter und Ursula Oberholzer
Gestaltung: Irma Schlumpf
Inserate: Börsig AG
Herstellung: Peter Kuratli

Verlag Börsig AG
Bahnhofstr. 40, 8703 Erlenbach ZH
Tel. (01) 913 51 11, PC 80-3323-6
Telefax (01) 910 87 72

Abonnementspreis:
Schweiz Fr. 41.–, Ausland Fr. 51.–

Vor sechs Jahren habe ich Margit Huber kennengelernt, als sie in der Zürcher Frauenzentrale einen Kurs für Frauen leitete, die in eine Behörde gewählt wurden in ihrer Stadt oder Gemeinde und nun das nötige Rüstzeug erwarben. Unkompliziert, sachlich und lebendig vermittelte sie ihr Wissen und ihre praktischen Erfahrungen und wusste die Teilnehmerinnen schnell einzubeziehen, so dass der Kurs zu einem Workshop mit bestem Teamgeist wurde. Die Frauen dazu bewegen, durch ihr eigenes Verhalten unsere Welt zu gestalten, ist für die Politikerin Margit Huber schon immer ein Anliegen gewesen.

Lebenswerte Umwelt auch für die Enkel

Als ich für diesen Beitrag angefragt wurde, befand ich mich in einem Zustand tiefster Mutlosigkeit, der von Zeit zur Zeit von einer gefährlichen Wut abgelöst wurde. Kaum hatten wir die Warnsignale aus Tschernobyl verarbeitet (ich sage nicht verdaut und auch nicht verkraftet), kam die Nachricht von der tödlichen Verletzung des Rheins. Dann die Erkenntnis, dass wir unfähig sind, unseren Wald zu retten, jeder dritte Baum bereits gezeichnet ist, und schliesslich, was wir eigentlich längst wussten, aber standhaft verdrängt hatten, bis es von Ärzten ausgesprochen und statistisch belegt wurde: die Nachricht, dass die Atemwege unserer Kinder der Luftverschmutzung nicht mehr standhalten.

Ich nahm mir vor, diesen Artikel zu einem einzigen Aufruf zu machen an Frauen, Mütter und Grossmütter, doch endlich auf all die Warnsignale zu reagieren. Politisch zu werden, indem sie durch ihr eigenes Verhalten und mit dem Stimmzettel Einfluss nehmen auf die Gestaltung des Gemeinschaftslebens.

Selber gerade erst Grossmutter geworden, empfand ich die ungeheure Verantwortung gegenüber den nächsten Generationen noch tiefer, noch hautnaher. Meine Enkelin sollte womöglich mit chronischer Bronchitis durch das Leben gehen, weil andere zu bequem sind, ihr Auto zu Hause stehen zu lassen und wir alle in Saus und Braus leben, obwohl es mit der Hälfte auch reichen würde? Nein und nochmals nein. Ich durfte das nicht zulassen. Habe ich vier Kinder grossgezogen, um ihnen eine Welt zu übergeben, in der Luft, Wasser und Boden ungeniessbar geworden sind? Denselben Kindern, die jahrelang auf Zeit mit der Mutter verzichteten, weil sie immer zu viel Arbeit hatte und ewig an Sitzungen und Veranstaltungen musste, um überflüssige Autobahnen und Strassenausbauten zu verhindern, um für mehr und besseren öffentlichen Verkehr zu plädieren, um Umweltbewusstsein beim Umgang mit dem täglichen Abfall zu lehren, um immer wieder auf allen Gebieten Ursachen- statt Symptombekämpfung zu predigen? Den Kindern schliesslich, die ganz natürlich dem Vorbild folgend sich selber zu engagieren begannen, andernorts und viel radikaler selbstverständlich, wie es ihrem Alter entsprach. Ihrem Alter nur oder ihrer besseren Einsicht? Angesichts der Immobilität und Resignation unserer Gesellschaft, der Unfähigkeit, auf Bedrohungen schnell und wirksam zu reagieren, frage ich mich heute, ob wir nicht alle schon uralt sind, wohlstandsfrühgealtert in einem Masse und mit einem Tempo, das uns nur befähigt, zitternd und mit dem Rücken gegen die Wand unsere Habe zu verteidigen anstatt – wenigstens gedanklich – unsere Bündel zu schnüren und in die Zukunft aufzubrechen.

Inzwischen sind viele Aufrufe ergangen. Viele Frauen gingen auf die Strasse, standen frierend vor den Parlamenten, schrieben sich ihre Wut von der Seele und weinten im stillen um den Wald.

Ich begann immer mehr darüber nachzudenken, warum trotz all dieser Betroffenheit wenig bis gar nichts geschieht. Ein persönliches Erlebnis im Vorfeld des Wahlkampfes für den Kantonsrat half mir, gewisse Mechanismen zu erkennen.

Erlauben Sie mir zunächst eine Rückblende. Ich feiere in diesen Tagen mein zehnjähriges Jubiläum als Politikerin. Am Anfang dieser zehn Jahre stand eigentlich der Zufall. Einige Frauen holten mich und machten mich zur Gemeinderätin. Natürlich galt es vorher den Wahlkampf durchzustehen. Aber der Schwung, die Überzeugung und Begeisterung dieser Frauengruppe um mich herum war so gross, dass ich eigentlich wie von einer Welle sehr sanft an Land gesetzt wurde. Als Zufall betrachte ich noch heute, dass es gerade ich war, die als erste das Amt einer Gemeinderätin in unserem Dorf antreten sollte, als Zufall habe ich es aber nie betrachtet, dass ich diese Kandidatur annahm. Ich habe eine ausgezeichnete Ausbildung geniessen dürfen und bin dafür dankbar. Dankbar sein ist nett und billig, solange es sich nicht in Taten äussert. Mit meiner Verpflichtung gegenüber der Öffentlichkeit wollte ich etwas von dieser Dankbarkeit in die Tat umsetzen.

Zehn Jahre sind seither vergangen, und um mich herum weht heute ein rauherer Wind. Natürlich gab es schon am Anfang einiges zu verkraften: unfaire Flugblätter vor den Wahlen z. B., den Vorwurf der mangelnden Bescheidenheit etwa oder die scheinheiligen Befürchtungen männlicher Gegenkandidaten, meine Kinder könnten verwahrlosen ... Aber generell überwog doch das Wohlwollen und eine Art gemeinsamer Stolz, nun auch eine Frau vorweisen zu können.

Damals war ich noch in keiner Partei. Unterstützung bekam ich zwar von der FDP, Mitglied wollte ich aber nicht werden, noch nicht. Zu vieles störte mich am Verhalten gewisser Exponenten der Parteien, vor allem der Machtmissbrauch der Dorfmächtigen.

Was führte mich dann doch in eine Partei, genauer in die FDP? So banal das klingen mag: Es waren Freundschaften. Freundschaften und Kameradschaften zu Kollegen im Gemeinderat, deren Ziele und Ideale mit den meinen identisch waren, Freundschaft auch zu Frauen, die, ohne je besondere Anerkennung für sich zu beanspruchen, in der Partei wesentliche Arbeit leisteten. Nie habe ich mich eins fühlen können mit dem grossen Konglomerat, das eine Partei ausmacht, dafür war mein Weg längst zu individuell verlaufen, aber die grobe Rich-

tung konnte ich bejahen, und für die Wahl des Weges nahm ich die nötige Freiheit in Anspruch. Wenn ich heute einen Wunsch aussprechen dürfte an die Frauen, die sich politisch betätigen, so würde er lauten: Konzentriert Euch auf Inhalte, mehrt Euer Sachwissen und überdenkt immer wieder die Ziele, die Ihr übernommen habt. Stellt Euch wenn nötig eigene, neue, denkt sie zu Ende mit ihren Auswirkungen in allen Bereichen. Was Ihr als richtig erkannt habt, bleibt wichtig, ob es ins politische Bild, ins politische Parteiprogramm passt oder nicht. Wenn Ihr in der Sache überzeugt seid, werdet Ihr auch überzeugen, Erfolge – politische Karriere, sofern überhaupt erwünscht – werden sich dann von selbst einstellen. Und lasst Euch nicht drängen. Wer als Gemeinderätin glücklich ist, weil sie sich nützlich fühlt und noch eine Menge Ideen verwirklichen möchte, soll sich nicht überreden lassen im Namen der Partei zu einem höheren Amt in der Legislative. Vor Euch selber, nicht vor der Aussenwelt, versucht die Anforderungen zu erfüllen, die Ihr selbst an Euch gestellt habt. Das ist viel wichtiger als fremden Erwartungen zu genügen. Arbeit für die Gemeinschaft ja, aber Rivalität und Konkurrenzkampf sind nicht notwendige Übel, zu denen wir uns nur herausfordern lassen sollten, wenn sie sich von der Sache selbst her aufdrängen, ja unumgänglich sind.

Ich kehre noch einmal zurück in das Jahr 1977. Und dass ich heute nach zehn Jahren für diesen Beitrag in einer Frauenzeitschrift angefragt wurde, kommt nämlich nicht von ungefähr. Auch Frauenzeitschriften können sich dem Zwang zur Sensationsmeldung nicht ganz entziehen. Und ein solches Sensatiönchen war wohl meine «Zurechtweisung» durch die Mitgliederversammlung der Bezirkspartei des Bezirkes Affoltern am 27. November letzten Jahres, als die Nominationen für die Kantonsratswahlen im Frühjahr erfolgten. An sich – einmal objektiv betrachtet – kein sonderlich bemerkenswerter Vorgang. Was war geschehen? Eine wie immer zufällig zusammengesetzte Mitgliederversammlung folgte mehrheitlich dem Antrag, mich auf der Liste um einen Platz zurückzuversetzen. Sie missachtete damit das ungeschriebene Gesetz, dass Bisherige an die Spitze der Liste gehören entsprechend ihrer Stimmenzahl in den letzten Wahlen. Besagte knappe Mehrheit wollte damit demonstrativ kundtun, dass sie mit meiner Politik nicht einverstanden sei, und sie hatte offenbar Grund zu befürchten, dass ich den bisherigen Spitzenkandidat von seinem Platz verdrängen würde. Eine veränderte Ausgangslage bezüglich Listenverbindungen spielte ebenfalls eine Rolle, die Chance, die errungenen zwei Sitze zu halten, wurde als gering eingestuft.

Kleine Ursache – grosse Wirkung, immer im Zeichen eines Sensationsbedürfnisses der Presse und wohl auch ihrer Leser. Ich will ehrlich sein und nicht verhehlen, dass ich die Gelegenheit schätzte, zum Geschehenen Stellung zu nehmen. Nicht so sehr wegen meiner Person als wegen der meiner Ansicht nach darin sichtbar gewordenen Fehlbeurteilung meiner Politik und der Art, wie ich Politik ohne Feindbilder mache.

Steckbrief:

Margit Huber-Berninger, 47, lic. jur., Rechtsanwältin (in eigener Praxis), früher Konferenz- und Gerichtsdolmetscherin, 4 erwachsene Kinder, 8 Jahre lang Gemeinderätin in Wettswil am Albis, seit 4 Jahren im Zürcher Kantonsrat, Präsidentin der Sektion Zürich des Konsumentinnenforums der deutschen Schweiz.

Nur ganz am Rande erlebte ich die «Strafversetzung» – wie sie in den Medien genannt wurde – spezifisch als Frau. Hätte die gleiche Versammlung anders gehandelt, wenn ich ein Mann wäre? Es war in drei einzelnen Voten zu hören: Diesem unbotmässigen Weibervolk musste einmal der Meister gezeigt werden! «Was fällt dem Frauenzimmer ein, gegen den Bau einer Autobahn einzutreten, obwohl die Mehrheit der eigenen Partei dafür ist? mehr Velowege zu verlangen als von Regierungs Gnaden gebaut werden, und auch noch die Umweltorganisationen zu unterstützen, wenn sie das Recht fordern, Beschwerde zu führen im Interesse der Allgemeinheit?»

Meine Argumente gegen solche unscharf ausgesprochene Vorwürfe waren nicht gefragt, nur Linientreue. Auch über den liberalen Freiheitsbegriff, die Basis jeder meiner politischen Stellungnahmen, wollte niemand reden. Vor vier Jahren fand man es schön, bunt, ja auch taktisch klug, eine Frau auf der Liste zu haben. Als sie tatsächlich für die Partei einen zweiten Sitz holte, war männiglich stolz, als erste Partei im Bezirk eine Frau nach Zürich zu schicken. Dass diese Frau bei ihren damals schon klar geäusserten Ansichten bleiben würde und diese mit der Zeit noch deutlicher, schärfer aussprach, damit rechnete man nicht. Warum? Wird von Frauen tatsächlich noch mehr Einordnungsdisziplin erwartet als von männlichen Kollegen?

Der Unterton von Zurechtweisung an der erwähnten Versammlung entlockte mir zunächst nur ein Schmunzeln. Dass er ernst genommen werden muss, wurde mir erst bewusst an der Reaktion von Frauen, in vielen Briefen und Anrufen. Und hier liegt wohl auch der Kern, der die Sache überhaupt zum Sensatiönchen macht. Eine Auseinandersetzung innerhalb der freisinnig-demokratischen Partei über das richtige Mass an Umweltschutz und Strassenbau hätte es kaum bis in die Schlagzeilen der Tagespresse gebracht. Und doch bin ich der festen Überzeugung, dass es darum geht und nicht um das Thema eigenständige Frau. Am Objekt dieser eigenständigen Frau beisst man sich nur fest aus Angst vor der Infragestellung des eigenen Freiheitsbegriffes. Und die Moral von der Geschichte? Nutzen wir die Chance und stellen wir uns. Stellen wir uns dieser Angst, dieser Aggressivität, die sich Luft machen muss und dabei den schwelenden Konflikt wenigstens aufdeckt. Frauen wirken als Katalysatoren, weil sie frei sind, unverdorben, unbelastet von Zug- und Druckzwängen. Frauen, die sich ihrer Eigenart bewusst sind, wissen auch, dass diese ihre Kraft ausmacht, und werden sie nicht hergeben. Wir leben in einer Zeit grösster Bewährungsproben. Ich glaube an die Stunde der Frauen und bin dankbar für die vielen Aufgaben, die uns heute vom Leben gestellt werden, zusätzlich zu allen anderen, die es uns als Frauen und Mütter immer schon stellte. *Margit Huber-Berninger*

Frauen haben Ideen

Manche Frauen klagen darüber, sie würden am Kochherd versauern. Die Alternative wäre eine volle oder eine halbe Berufstätigkeit oder aber irgendeine andere Aktivität. Möglichkeiten gibt's viele. Wir stellen deshalb in dieser und in den folgenden Nummern des Schweizer Frauenblatttes Frauen vor, die einen eigenen, originellen Weg gefunden haben.

Fotos: Ruth Vögtlin

Silvia Preiss und ihr Kunst-Kuchen *(sitzend mit hellem Mantel im Kreis einiger Schüler ihrer beliebten Malschule)*

Begabte Tochter aus gutem Hause – Besuch der Kunstgewerbeschule Zürich, Heirat mit bekanntem Arzt, drei Kinder, grosses Haus, viel Geselligkeit – der erste Teil der Biographie der Silva Preiss liest sich wie das Script einer rosaroten Familienserie. Doch die eigenwillige Brünette hatte von Anfang an anderes im Sinn.

Schweizer Frauenblatt: Wie sind Sie zu Ihren diversen künstlerischen Aktivitäten gekommen?
Silva Preiss: Eigentlich stand für mich von Anfang an fest, dass ich wieder malen würde, sobald meine Kinder herangewachsen sind. Als es dann soweit war, nahm ich erst einige Kurse, um wieder richtig in Schwung zu kommen. Dann gründete ich eine Malschule, die in einer ersten Phase nur aus zwei Schülern bestand. Daneben pflegte ich selber die freie Form der Ausdrucksmalerei.

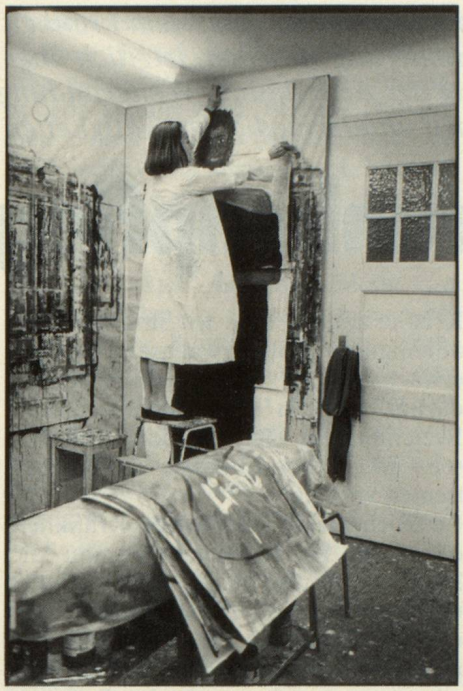
Das sind nun bald zehn Jahre her. Wie hat sich die Schule entwickelt?
Erstaunlich gut, denn es scheint ein dringliches Bedürfnis an Möglichkeiten zu kreativem Tun zu herrschen. So führe ich heute zwei Arten von Klassen: traditionelle, in denen verschiedene Techniken erlernt werden, und freie Abendklassen, in denen sich die Schüler in Ausdrucksmalerei üben. Beide Kurse sind stets ausgebucht.

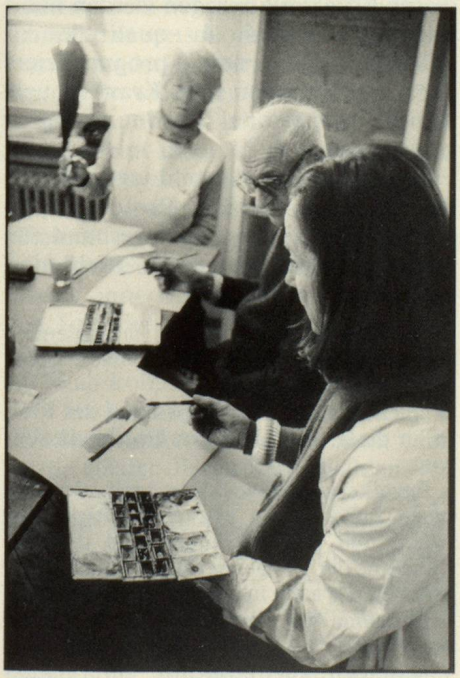
Haben die Kursteilnehmer professionelle Ambitionen?
Die meisten bestimmt nicht. Sie malen allein zur Freude.

Reicht das Talent aus zur Verwirklichung von befriedigenden Werken?
Zur Ausdrucksmalerei braucht's kein besonderes Talent. Das kann einfach jeder. Und wenn man mit Begeisterung und Konzentration bei der Sache ist, sind auch die Resultate gut.

Sie sind aber auch die Erfinderin und Organisatorin des Art Cake...
Erfinderin ist zuviel gesagt. Es gab auch schon früher ähnliche Formen der Kunstförderung.

Wie funktioniert Ihr Kunst-Kuchen?
Wir sind 13 Kunstfreunde, von denen ein jeder pro Jahr eine bestimmte Summe einbezahlt – sie entspricht pro Monat etwa dem, was zwei Feinschmecker für ein gutes Essen ausgeben. Mit dem Geld kauft der in New York wohnende Maler Marc Egger Bilder von jungen Talenten ein, die bei den 13 Art-Cake-Bäckern die Runde machen und nach





Ziel der Malschule ist die kreative Tätigkeit, Ambitionen auf eine Künstler-Karriere hat kaum jemand.

drei Jahren ausgelost werden. Dann beginnt das Spiel von neuem.

Wie lange dauert das nun schon?
Seit sechs Jahren, das heisst, wir haben soeben die zweite Runde beendet.

Haben die Art-Cake-Freunde beziehungsweise ihr Einkäufer Marc Egger auch schon einmal eine wichtige Entdeckung gemacht?
Wir gehörten zu den ersten Käufern von Keith Haring. Marc Egger erwarb vor sechs Jahren ein grossformatiges Bild des heute hochberühmten Graffitti-Künstlers für bescheidene 800 Dollars. Heute wäre eine solche Leinwand kaum mehr zu bezahlen.

Kommt es auch vor, dass die Kunst-Kuchen-Leute mit einer Erwerbung nicht einverstanden sind?
Bestimmt gefällt nicht immer alles allen, denn manche von uns kommen eher von der traditionellen Kunst her. Doch was tut's? Ich empfehle den Mitgliedern, sie sollten öfters ein Bild nach Hause tragen, das ihnen nicht gefällt. Wenn sie sich dann im Laufe der Zeit mit dem ungewohnten Werk versöhnen, haben sie einen wichtigen Schritt in Richtung moderner Kunst getan.

Also auch etwas Kunsterziehung?
Man könnte es so nennen.

Sind im Rahmen des Art Cake noch andere Aktivitäten geplant?
Vorgesehen ist eine Reise nach New York mit Besuch in Ateliers. Ebenso haben wir schon daran gedacht, jedes Mitglied damit zu beauftragen, selber ein Bild zu kaufen und dieses dann vorzustellen. Wir treffen uns ohnehin viermal im Jahr zu Kunstgesprächen.

Bleibt Ihnen noch genügend Zeit für Ihre eigene Malerei?
Im allgemeinen schon, denn ich arbeite recht konzentriert. Ewig auf Inspiration zu warten, hat wenig Sinn. Man muss den Pinsel zur Hand nehmen und sich vor die Leinwand stellen.

Ihre Bilder sprühen vor Leben und Temperament. Sie sind positiv und ästhetisch in einem. Haben Sie vielleicht deshalb so viel Erfolg?
Das kann ich selber schwer entscheiden. Jedenfalls verkaufe ich oft mehr, als mir selber lieb ist, also auch Bilder, von denen ich mich nur ungern trenne.

Sind Sie glücklich bei Ihrer zweiten Karriere als Malerin und Art-Cake-Präsidentin?
Ja. Ganz sicher ja.

Interview Charlotte Peter

Der Krankenpflegeberuf hat ein anspruchsvolles Ziel: dem kranken Menschen helfen, gesund zu werden, mit seiner Krankheit oder Behinderung zu leben, letztlich aber auch menschenwürdig zu sterben. Die Anforderung und die Gestaltung der Ausbildung, Weiterbildung oder Spezialausbildung sind recht unterschiedlich und führen zu ebenso unterschiedlichen Tätigkeiten in der Krankenpflege.

Krankenpflege

Ein Beruf, der Menschen erfordert, die einerseits sehr einfühlend sind, sich aber nicht so leicht aus dem Gleichgewicht werfen lassen, körperlich wie seelisch stark belastbar sind und dazu die Fähigkeit besitzen, in einem Team mitzuarbeiten. Ein verantwortungsvoller und abwechslungsreicher Beruf, der auch in Zukunft für unsere Gesellschaft immer wichtig ist.
Antriebskraft, diesen Beruf zu wählen, ist ganz sicher eine Gesinnung, die den andern, der krank oder behindert ist, respektiert und ihm helfen will, gesund zu werden oder seine gesunden Fähigkeiten zu fördern.

Was ist Gesundheit?

Zuerst die Frage: Was ist Krankheit? Welche Bedeutung, welche Aufgabe hat sie in unserem Leben? Das humanitäre Fortschrittsideal, das sämtliche Krankheiten eliminieren will, bleibt sicher eine Utopie. Die World Health Organization stellt in einem offiziellen Blatt die These auf: *Gesund* oder *Gesundheit* ist der «Zustand vollkommenen körperlichen, geistigen und sozialen Wohlbefindens und nicht etwa allein das Fehlen von Krankheiten und Gebrechen». Also ein viel weiter gefasster Begriff, als wir im allgemeinen annehmen. Die Wechselbeziehung zwischen Leib und Seele und die damit verbundenen Vorstellungen spielen in der Medizin und im Umgang mit der Krankheit überhaupt eine wesentliche Rolle. Die Einwirkung des Seelischen auf das Körperliche und umgekehrt ist ja längst allgemeines Gedankengut.

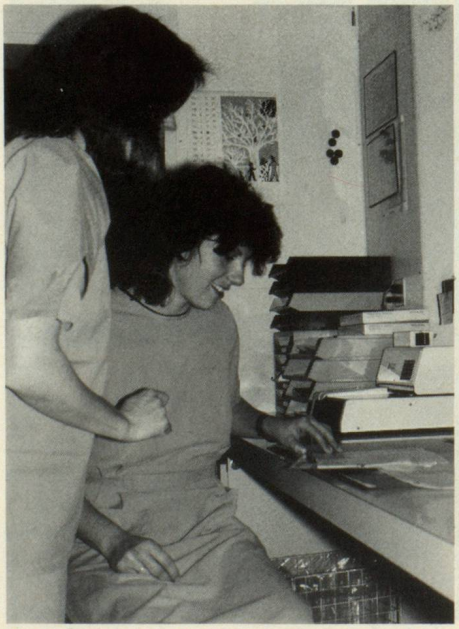
Das Wesen des Krankseins

«Mir liegt etwas im Magen», «Mir dreht sich der Magen um», – oder «Ich kann etwas nicht verdauen» sind geläufige Aussprüche und meinen, dass uns etwas «krank macht». Viktor Freiherr von Weizsäcker, Professor für Medizin in Heidelberg, schrieb in seiner Schrift über den kranken Menschen (1951): «Das wirkliche Wesen des Krankseins ist eine Not und äussert sich als Bitte um Hilfe.» Und im Kranksein geht es um einen selber und um keinen andern. Wir sind ja auch als Kranke anders, d.h. wir sind plötzlich abhängig und als Erwachsene weniger erwachsen. Der Sinn der Hilfe besteht darum auch in der mitmenschlichen Beziehung zur Helferperson. Von dieser wird ein Sich-Einlassen auf den Patienten verlangt.
Letztlich meint jedoch jede Krankheit den Tod. Im Kranksein kommt die Möglichkeit des Todes in manchmal unausweichlicher Geradlinigkeit auf uns zu. Es kommt bei diesem Zusammenhang des Krankseins mit dem Tod allerdings drauf an, wie der Tod verstanden wird. Steht dieses Ende für Zerstörung und Vernichtung, so wird auch der Sinn der Krankheit in dieser Auslegung erlebt. Wenn es um Sterben und Tod geht, hat die Angst meistens das Wort. Die Situation des Kranken bewegt sich zwischen Nichtwahrhabenwollen und Akzeptieren, und da kommt es darauf an, ob er über die Krankheit und das drohende Ende mit der Krankenschwester sprechen kann oder nicht, Vertrauen fassen kann und jemand hat, der mit ihm fühlt und ihn nicht im Stich lässt.

Medizin heute

Durch die Medizin sind in den vergangenen Jahrzehnten viele Krankheiten praktisch ausgerottet worden. Impfungen sind weitgehend möglich. Chemotherapie mit Antibiotika vermindert heute Todesfälle bei Infektionskrankheiten. Diese Entwicklung hat auch die Krankenpflege verändert und beeinflusst heute in starkem Masse deren Ausbildungsprogramme. Der Bedarf an qualifiziertem Pflegepersonal wird denn auch von verschiedenen Faktoren beeinflusst. Vor allem werden Spezialistinnen benötigt, welche dem jeweiligen Aufgabenbereich gewachsen sind. Aber eines darf nie ausser Acht gelassen werden trotz bester medizinischer Ausbildung und Spezialistentum: *Die Qualität der Pflege in der Krankenpflege hängt zum grossen Teil von der Lebensqualität der Pflegenden ab.* Eine der vielen Voraussetzungen ist z.B., dass die Krankenpflegeausbildung niemals isoliert betrachtet wird, sondern dass sie stets von unserer Gesellschaft, von unserem politischen und wirtschaftlichen System, der Bevölkerungsstruktur und dem Bildungswesen abhängig ist. Gerade die Bevölkerungsstruktur ist ein sehr wichtiger Einflussfaktor. Wir wissen ja, dass die Bevölkerung der Schweiz einer Überalterung entgegengeht. Auch in den andern europäischen Ländern wird diese Entwicklung vorausgesehen. So ist es ganz klar, dass in der Ausbildung dieser Aspekt einbezogen werden muss und der Bedarf an qualifiziertem Pflegepersonal neu prognostiziert wird. Nur so kann dem Kranken und dem Pflegepersonal Rechnung getragen werden.
Für die moderne Ausbildung in Krankenpflege hat die SBK-Projektgruppe (SBK = Schweizer Berufsverband für Krankenpflege) folgende Richlinien erarbeitet:

- Gewährleistung einer umfassenden Krankenpflege, die sich auf die Bedürfnisse der Bevölkerung abstützt;
- Sicherstellung der Anpassung der Pflege an die heute bekannten Gegebenheiten, wie
  - Bevölkerungsentwicklung mit der raschen Zunahme an pflegebedürftigen Betagten und Schwerkranken und dadurch Zunahme der Pflegeintensität in allen Institutionen wie auch im spitalexternen Bereich
  - Zunahme der spitalexternen Betreuung und Pflege
  - Anspruch auf vermehrte Information der Patienten und ihrer Angehörigen



Die Hebammen Katrin und Elvira bereiten sich vor.

- Schwerpunktverlagerung in der Krankenpflege, insbesondere im Bereich der Grundpflege
- Berücksichtigung der Kosten im Gesundheitswesen, kostenbewusstere Verwendung der vorhandenen Mittel;

● Sicherung des nötigen Freiraums der einzelnen Schule zur Gestaltung des Ausbildungsprogrammes sowie der Auswahl der Kandidaten, unter Berücksichtigung der durch die Überwachungsinstanz festgelegten Rahmenbedingungen;

● Beibehaltung einer breiten Rekrutierungsbasis.

Wie sehen es Schwestern, welche schon ein paar Jahre im Beruf stehen?

Schwester *Elvira* und Schwester *Kathrin* sind beide *Hebammen* und arbeiten zur Zeit in der Klinik Hirslanden in Zürich. Ein Gebärsaal wurde gerade vorbereitet. Im Büro wurde alles sorgfältig geordnet, und da der Hebammenberuf selten einen genauen Fahrplan hat, weil Kinder ihre Zeit, um geboren zu werden, meistens selber wählen, blieb etwas Zeit für eine Unterhaltung. Ich wollte wissen, wie sie ihren Beruf erleben, besonders da beide bereits einige Jahre Praxis vorweisen können: Kathrin hat von Anbeginn die Hebammenausbildung gewählt und ist seit zehn Jahren in diesem Metier; Elvira hat zuerst Ethnologie und Politik studiert, später umgesattelt und ist seit vier Jahren Hebamme.

Kathrin sagt lachend: «Eigentlich hat man mit sehr gesunden, jungen Menschen zu tun, obwohl man in einem Spital tätig ist. Sie kommen zu uns, um zu gebären, und meistens endet die Zeitspanne, die wir miteinander verbringen, sehr glücklich. Das ist natürlich eine sehr schöne Arbeitssituation. Ich habe so stets Kontakt zu neuen Leben, kann den Frauen behilflich sein in einer sehr wichtigen Station ihres Lebens.»

Elvira meint dazu leicht kritisch: «Im Prinzip war das auch meine Idealvorstellung, als ich mich dazu entschloss, Hebamme zu werden: so an die Wurzeln vom Sein zu kommen. Ich erlebe jedoch innerlich auch immer wieder den Tod, der dahinterstehen kann. Ich bin ja nie sicher, ob ein Kind gesund zur Welt kommt, habe mit diesen Ängsten zu leben, werde somit mit dem Tod konfrontiert. Aber trotzdem – ich würde wieder diesen Beruf wählen.»

Beide sind sich darüber einig, dass es nicht als selbstverständlich hingenommen werden darf, wenn ein Kind gesund zur Welt kommt. «Ich schaue jedes Mal, ob es fünf Fingerchen und fünf Zehen hat», sagt Kathrin, «das gehört zur Grundausbildung einer Hebamme.»

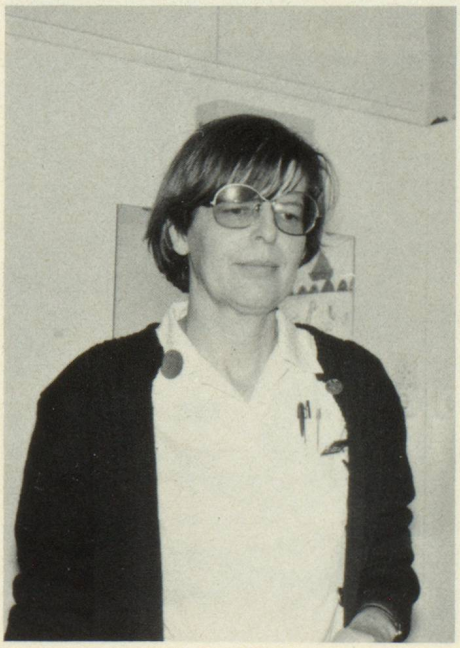
Elvira weist noch auf etwas hin, das sie in ihrer Tätigkeit fasziniert: «Wenn man genügend Zeit hat, sich einlässt, ist jede Geburt auch für uns Hebammen eine Herausforderung, und ich bin jeweils völlig ausgepumpt, habe all meine Kräfte eingesetzt, der Frau zu helfen und auch den Partner mit einzubeziehen.»

Der Zeitfaktor ist und bleibt im Hebammenberuf etwas Ungewisses. Wenn zum Beispiel eine aussergewöhnliche Situation eintritt, sich eine Tragödie abspielt, hat die Einsatzbereitschaft keine Grenzen. Eine Hebamme muss sich über die Arbeitszeit hinaus engagieren können.

«Es gibt Leute, mit denen ich auch nach der Geburt noch Kontakt habe. Und sei es nur durch eine Neujahrskarte», erzählt Kathrin. «Es kommt auch vor, dass man als Patin auserwählt wird, was ich aber nicht annehmen kann.»

Eine ziemliche Belastung ist die Umstellung vom Tagdienst auf den Nachtdienst und umgekehrt. Hat sich der Körper an einen Rhythmus gewöhnt, muss er sich nach vielleicht 7 Tagen wieder umstellen. Die Zusammenarbeit mit der Ärzteschaft ist zudem nicht allzu einfach, da Frauen in der Schwangerschaft meistens von Ärzten betreut werden, denen sie ihr Vertrauen schenken, und eine Hebamme die Geburtsweise nur sehr gering beeinflussen kann. Besonders dieser Punkt ist für Elvira etwas belastend und zügelt mitunter ihren Idealismus.

Bettina ist *Kinderkrankenpflegerin* und arbeitet seit drei Jahren im selben Spital. Sie hat nach dem Diplomabschluss zuerst während zweier Jahre im Kinderspital gearbeitet, bei Kindern, die psychosomatische Krankheiten hatten. Jetzt, in der Wochenbettabteilung, hat sie mit den Allerkleinsten zu tun.



Oberschwester Marlies ist 22 Jahre berufstätig.

Befriedigend und Grund für stets volle Einsatzbereitschaft ist für Bettina der Kontakt, der Austausch mit Müttern und Babys. Zwar ist sie abends oft ausgepumpt, erschöpft und abgespannt. «Ich werde in der Arbeit mit den Frauen mit mir persönlich konfrontiert, und das bringt mich selber weiter, gibt mir die Möglichkeit zur Selbstentfaltung. Natürlich habe ich bestimmte Vorstellungen, wie ich die Arbeit ausführen möchte – soll die Zusammenarbeit im Team nicht darunter leiden, muss ich jedoch hin und wieder meine eigenen Ideen zurückstellen. Einerseits vertrete ich das Anliegen meiner Patientinnen, anderseits muss aber Rücksicht genommen werden auf die ganze Organisation des Spitals. Das ist für mich manchmal belastend.»

Dies erklärt mir Bettina abends um halb sieben Uhr, nach bald zwölf Stunden Präsenz hier im Spital. Ein Tag kann sehr lang sein, trotz der langen Mittagspause. Bettina glaubt, dass viele junge Leute, welche in den Krankenpflegeberuf einsteigen, nicht daran denken, wie schwierig es ist, wenn alle andern frei haben und über das Wochenende das Zusammensein geniessen, man selber jedoch Einsatz hat und nicht mitmachen kann. Auch für den Partner ist es nicht leicht, damit umzugehen. Dies sollte unbedingt gut überlegt werden.

Marlies ist *Oberschwester* der medizinischen Abteilung im Spital Neumünster. Schwester Marlies steht seit rund zwanzig Jahren in ihrem Beruf, und darum hat sie persönlich die Wandlung erlebt, die das Bild einer Krankenschwester prägten. Früher pflegte die Schwester den Patienten sozusagen im Alleingang; heute sind es ganze Teams, die für ihn verantwortlich sind. Und diese Teams vergrössern sich dauernd bis zu der Pflegerinnengruppe, welche Oberschwester Marlies betreut. Zu ihrer Abteilung gehören 115 Patienten und die entsprechenden Pflegerinnen. Jeden Patienten persönlich zu kennen, ist da nicht mehr immer möglich. In ihrer Kaderfunktion hat die Beratung der Schwestern ihre persönliche Pflege am Patienten abgelöst. Die Organisation und Terminplanung nimmt recht viel Zeit in Anspruch. Die Hektik des Kommens und Gehens von Patienten wie auch des Personals ist sehr gross und anstrengend und nicht leicht zu verkraften. Dazu sagt Schwester Marlies: «Ich bin mit 44 Jahren

bereits «älter» als der Durchschnitt beim Spitalpersonal. Frauen, welche bei uns eine Teilzeitarbeit annehmen, sind zwar zwischen 40 und 60, aber die Festangestellten sind alle sehr jung. Umfassende Pflege, ganzheitliche Pflege sind Begriffe, die heute deshalb so aktuell geworden sind, weil heute eine Schwester so viele Patienten betreut, das Medizinische so vorrangig und anspruchsvoll ist, dass man eben wieder lernen will, die Beziehung und das Umfeld des Patienten, das Warum seiner Krankheit zu sehen. Man müsste extra Stunden geben, um die Schwestern zu lehren, wie sie einen wärmeren Kontakt zum Patienten haben. Ein Beispiel: Dass die Schwester abends dem Patienten die Hand gibt und ihm eine gute Nacht wünscht, ist einfach nicht mehr selbstverständlich.»

Gruppenleiterin im Spital ist *Sonja, Krankenpflegerin FA SRK*. Das Zusammenspiel in der Gruppe ist in ihrer Arbeit ausschlaggebend. Nur wenn dieses klappt, kann die Pflegequalität optimal sein. «Auf der Pflegeabteilung, wo ich arbeite, betreuen wir oft Patienten, die sehr lange Zeit bei uns bleiben. Das ist einesteils schön, andernteils werden die Patienten ungeduldig und auch unzufrieden, was dann für uns Pflegerinnen schwierig wird. Viele sind schwer pflegbedürftig, d.h. sie mögen nicht mehr essen, nicht mehr trinken, möchten sterben, warten auf den Tod. Viele unter ihnen sind über 90 Jahre.» Für Sonja ist es ein Hauptanliegen, dass die Würde dieser Menschen niemals verletzt wird, besonders da sie ihrer Hilflosigkeit ganz ausgeliefert sind.

Wer die Wahl hat, besitzt einen grossen Vorteil

Eine wenn auch nur einfache Übersicht der verschiedenen Krankenpflegeberufe zeigt, wie vielfältig und lokkend interessant die einzelnen Tätigkeitbereiche sind.

Dipl. Krankenschwester in allgemeiner Krankenpflege:
Tätigkeit – Pflege von Kranken im Spital oder auch als Gemeindeschwester.
Ausbildung – Ab 18 Jahren 3jährige Ausbildung an einer vom SRK anerkannten Ausbildungsstätte.
Aufstiegsmöglichkeiten – Stationsschwester, Oberschwester, Lehrerin für Krankenpflege, Oberin.
Mit Spezialausbildung – Anästhesieschwester, Operationsschwester, Hebamme, Gesundheitsschwester, Schwester für Intensivpflege und Reanimation.

Dipl. Kinderkrankenschwester
Tätigkeit – Schwester für kranke Kinder, Wochen- und Säuglingspflege, auch Pflegerin für Mutter und Kind nach der Geburt.
Ausbildung – Ab 18 Jahren 3jährige Ausbildung an einer vom SRK anerkannten Ausbildungsstätte.
Aufstiegsmöglichkeiten – Säuglingsfürsorgeschwester, sonst dieselben Möglichkeiten wie bei der dipl. Krankenschwester.

Hebamme
Tätigkeit – Vorbereitung der Mutter auf die Geburt. Selbständige Leitung der Geburt oder Mithilfe bei der Geburt. Pflege von Mutter und Kind während des Wochenbettes. Anstellung in der Geburtsabteilung eines Spitals oder in einer Gemeinde.
Ausbildung – Ab 18 Jahren 3jährige Ausbildung an einer von der Schweiz. Sanitätsdirektorenkonferenz anerkannten Hebammenschule. Die Ausbildung untersteht der zuständigen kantonalen Gesundheitsbehörde.
Aufstiegsmöglichkeiten – die gleichen wie bei der dipl. Krankenschwester.

Dipl. Psychiatrieschwester
Tätigkeit – Pflege seelisch kranker Patienten. Dazu gehört neben der körperlichen Pflege auch das Gespräch und die therapeutische Beschäftigung.
Ausbildung – Ab 18 Jahren 3jährige Ausbildung an einer vom SRK anerkannten Ausbildungsstätte für psychiatrische Krankenpflege.

Krankenpflegerin FA SRK
Tätigkeit – Das Schwergewicht des Einsatzes liegt in der Grundpflege, d.h. in den Pflegeverrichtungen, die dem Patienten zu einem allgemeinen Wohlbefinden und zur Sicherheit verhelfen, sowie bei der Körperpflege. Anstellung je nach Wunsch in einem Heim für Chronischkranke oder im Akutspital.
Ausbildung – Ab 18 Jahren 1½- oder 2jährige Ausbildung an einer vom SRK anerkannten Ausbildungsstätte für praktische Krankenpflege.
Aufstiegsmöglichkeiten – Verantwortung für Pflegeeinheit in Heimen für Chronischkranke, in Altersheimen. Mögliche Weiterbildung für Gemeindepflege, Operationssaal und andere Spezialgebiete.

Krankenpflegerin FA SRK Sonja betreut Patienten.

Spitalgehilfin
Tätigkeit – Die Spitalgehilfin arbeitet unter Aufsicht einer Krankenschwester und hilft beim Betten, beim Essenverteilen, bei der Patiententoilette, führt Patienten zu Behandlungen, besorgt Blumen, räumt auf und übernimmt leichte Pflegearbeiten.
Ausbildung – Ab 17 Jahren einjährige Ausbildung in einer von der Schweiz. Sanitätsdirektorenkonferenz anerkannten Schule für Spitalgehilfinnen.
Aufstiegsmöglichkeiten – Erfahrene Spitalgehilfinnen können mit mehr Verantwortung betraut werden und für weitere Aufgaben, insbesondere auch für die praktische Ausbildung angehender Spitalgehilfinnen auf der Abteilung beigezogen werden.

Finanzielles

Die Besoldung des Krankenpflegepersonals ist kantonal geregelt. Unterschiede innerhalb des Kantons bestehen, sind jedoch gering.
Die nachfolgenden Angaben gelten für den Kanton Zürich und sind reine Grundlöhne, d.h. ohne Zulagen für Nacht- und Wochenenddienst. Diese machen durchschnittlich Fr. 400.– pro Monat aus. Auch die Besoldung für Kaderfunktionen ist je nach Kanton und Arbeitsplatz einiges höher als die Grundbesoldung, welche für 1987 gilt und von Kanton zu Kanton nach unten wie nach oben abweicht.

Dipl. Krankenschwester (Erhöhung nach Dienstjahren):
Fr. 37320.– bis max. Fr. 51726.–
Dipl. Kinderkrankenschwester:
gleiche Lohnklasse
Dipl. Psychiatrieschwester:
gleiche Lohnklasse
Krankenpflegerin FA SRK:
Fr. 34157.– bis 44200.–
Hebamme (je nach Ausbildung):
Fr. 37320.– bis Fr. 54727.–
Spitalgehilfin:
Fr. 31420.– bis Fr. 40036.–

Anforderungen, Aufnahmeverfahren

Zu den ausschlaggebenden Voraussetzungen für eine Ausbildung zählt sicher die Altersgrenze: 17 Jahre für angehende Spitalgehilfinnen, alle anderen Bewerberinnen müssen mindestens 18jährig sein. Erforderlich ist der Besuch aller Klassen des obligatorischen Unterrichts, vielfach ein Haushaltlehrjahr, für angehende Kinderkrankenschwestern ein zusätzliches Familienpraktikum von mindestens 6 Monaten. Voraussetzungen für die Zulassung zur Aufnahmeprüfung vor allem für die zukünftige diplomierte Krankenschwester sind ein sechsmonatiges Pflegepraktikum in einem Akutspital, das Bestehen des Nothelferkurses des Schweiz. Samariterbundes sowie ein längerer Aufenthalt in fremdsprachigem Gebiet. Wenn eine Anmeldung mit allen Beilagen eingegangen ist, holt die Schule die Referenzen ein. Nachdem diese vorliegen, wird die Bewerberin zu einem Eignungsgespräch eingeladen, in welchem die Schulleiterin (oder eine Stellvertreterin) und die Interessentin miteinander abzuklären versuchen, ob sich diese für die Krankenpflege eignen könnte. Meistens entscheidet die Schulleiterin über die Zulassung zur Aufnahmeprüfung, sofern an einer solchen festgehalten wird.

Eine sehr gute Idee ist neuerdings aktuell geworden: ein *Schnupperlager* für Interessentinnen für Pflegeberufe. Vor über zehn Jahren begann das Schweizerische Rote Kreuz, in der Lenk Schnupperlehrlager zu organisieren und diese Glanzidee haben nun auch andere übernommen. Auch die Berufsberater, von denen sich immer einige als Lagerleiter zur Verfügung stellen, erachten diese Veranstaltung als eine geeignete Chance, eine mehr oder weniger zufällig getroffene Berufswahl nochmals zu vertiefen und abzusichern.

Über zweihundert junge Menschen aus der Deutsch- und auch aus der Westschweiz nahmen am letztjährigen Lager teil, das vom 24. Juli bis zum 1. August stattfand. Günstig wirkte sich auch die altersmässige Durchmischung der Leiterinnen und Leiter aus. So wurde zum Beispiel das vielfältige Tätigkeitsfeld der Hebamme einerseits durch eine erfahrene Hebamme, andererseits durch eine Hebammenschülerin im dritten Ausbildungsjahr vermittelt.

Aber auch *Schnuppertage* in Spitälern sind beliebt geworden. Die Freie Evangelische Krankenpflegeschule Neumünster, die Pflegerinnenschule Bethesda wie auch die städtischen Schulen organisieren solche einzelnen Tage zur Information und zum teilweisen Einstieg in praktische Arbeiten am Krankenbett.

Aufnahmeprüfung

Die Ausbildungsschulen laden ungefähr vier Wochen vor dem Termin schriftlich zur Aufnahmeprüfung ein. Sie dauert von vier Stunden bis zu einem Tag und umfasst allgemeine Fächer wie Aufsatz und Rechnen, ein Gruppengespräch, eine schriftliche Textzusammenfassung und eventuell einen naturkundlichen Kurzvortrag und ein naturkundliches Gruppengespräch.

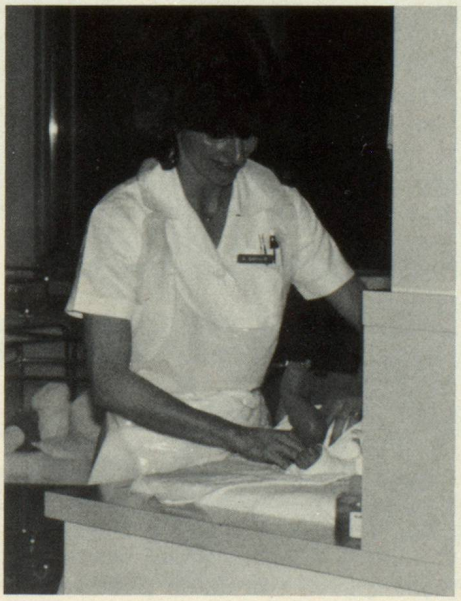
Wer die Aufnahmeprüfung bestanden hat, kann sich von der Schulleitung über seine nächsten Schritte beraten lassen.

Ausbildung

Sie wird bei sämtlichen Krankenpflegeberufen in eine *theoretische* und in eine *praktische* Ausbildung eingeteilt. Die Ausbildungsprogramme variieren hingegen innerhalb dieser Zweiteilung je nach der gewählten Richtung: So hat die angehende Krankenschwester andere Fächerschwerpunkte und auch andere Wochenstundenzahlen als die angehende Kinderkrankenschwester oder die Krankenpflegerin.

Was jedoch wiederum einheitlich gilt, ist die regelmässige Gesundheitskontrolle im Spital, der sich die Schülerinnen zu unterziehen haben. Auch wird ihnen empfohlen, sich vor Beginn der Ausbildung gegen Diphterie, Kinderlähmung und nötigenfalls gegen Tuberkulose impfen zu lassen.

Die Schülerinnen sind gegen Unfallfolgen (Betriebs- und Nichtbetriebsunfall) versichert, was in diesem Tätigkeitsfeld heute eine Selbstverständlichkeit ist.



Kinderkrankenpflegerin Bettina pflegt die Kleinsten.

Ausbildungskosten

Eine Schülerin bezieht monatlich eine Arbeitsentschädigung von Fr. 600.– bis ca. Fr. 1600.– je nach Ausbildungsjahr.

Für das interne Wohnen geht ein Betrag von ca. Fr. 180.– bis Fr. 270.– ab. Für Fachliteratur, Reisespesen für Aussenstationen und evtl. Berufskleider muss mit Unkosten von Fr. 600.– für die gesamte Ausbildungszeit gerechnet werden.

Fortbildung auf Universitätsniveau?

Im Moment sind Verhandlungen über eine Krankenpflegefortbildung auf Universitätsniveau mit der Universität Zürich im Gange. Sowohl die Kaderschule für die Krankenpflege als auch der Berufsverband (SRK) sind darüber informiert.

Dieser angestrebte Studiengang will Expertinnen ausbilden, die fähig sind, innerhalb der spezifischen Fachgebiete wie Chirurgie, Medizin, Geriatrie, Psychiatrie, Onkologie, Pädiatrie usw. weitgehende Verantwortung zu übernehmen.

Die praktische Tätigkeit einer Pflegeexpertin kann folgende Bereiche umfassen:

- Direkte Pflege
- Mitarbeit bei der Aus- und Weiterbildung
- Fachliche Beratung des Pflegemanagments
- Fachliche Beratung innerhalb des Gesundheitswesens
- Wissenschaftliche Tätigkeit im Bereich der Pflege

Der Kurs wird Krankenschwestern zugänglich sein, die über ein Maturitätszeugnis, ein vom SRK anerkanntes Diplom in Krankenpflege sowie über eine mindestens zweijährige Pflegeerfahrung verfügen.

Die Befürworterinnen eines Krankenpflegestudiums argumentieren vor allem mit einer Verbesserung der Pflegequalität. Die ausgebildeten Pflegeexpertinnen sollen fähig sein, entwicklungs-, gesundheits-, krankheits- und situationsbedingte Pflegebedürfnisse zu diagnostizieren und kompetent zu befriedigen oder diesbezügliche Methoden zu entwickeln.

Die Gegnerinnen einer Fortbildung auf Universitätsniveau erachten statt einer kopflastigen Entwicklung ihres Berufes vermehrte Förderung und Pflege des ganzheitlichen mitmenschlichen Umgangs mit dem Patienten als dringend notwendig. *Ursula Oberholzer*

Zwanzig Millionen Menschen sind auf der Flucht vor Krieg, Verfolgung und Hunger. 80 bis 90 Prozent der Flüchtenden sind nach einer Studie der UNO Frauen und Kinder.

Frauen im Exil

Sie leben zum grössten Teil in Flüchtlingslagern in Asien und Afrika. Nur wenige gelangen nach Europa. Fluchtwege sind Männerwege. Mit Kindern flüchten ist schwierig.

■ In der Schweiz werden nur zwei von zehn Asylgesuchen von Frauen eingereicht, schätzt der Bundesrat. Die Asylantinnen kommen hauptsächlich aus dem Iran, aus Zaire und Chile, einige wenige aus Sri Lanka und aus der Türkei. Alleinstehende Frauen werden oft abgewiesen, weil sie ihre Verfolgung nur ungenügend nachweisen können. In der Schweiz erhalten vor allem verheiratete Frauen Asyl, deren Ehemann als politischer Flüchtling anerkannt wurde. Auch Witwen werden aufgenommen. Gemäss dem Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartement sind es die Männer, die «wesentliche Fluchtgründe vorzuweisen haben, die Frauen eigentlich selten».

■ «Du musst ein Papier haben, das belegt, dass du im Gefängnis warst, gesucht wirst. Für eine Vergewaltigung hast du nie ein Papier», erzählt eine Flüchtlingsfrau. Auch Frauen leisten Widerstand, doch sind sie weniger offensichtlich politisch aktiv. Sie sorgen – oft unter prekärsten Bedingungen – für das physische und psychische Überleben der Familie. Häufig werden sie verhört und bespitzelt, nachdem ihr Mann untergetaucht oder geflohen ist.

■ Folgt eine Frau mit ihren Kindern dem Ehemann ins Schweizer Exil, dann entkommt sie zwar der akuten Bedrohung, aber sie büsst ihre Selbständigkeit ein. Ihr Lebensraum ist jetzt die Wohnung.

■ Sie hat die Aufgabe, ihrer Familie das Asyl erträglich zu machen, die Sorgen und Nöte ihres Ehemanns und ihrer Kinder aufzufangen, ihnen zu helfen, sich im neuen Land zurechtzufinden. Weil sie ausschliesslich für ihre Familie lebt, bleibt ihr der Kulturschock, der Kontakt mit der Fremde, zunächst erspart. Viele Frauen erzählen, dass sie ihre Wohnung monatelang nur zum Einkaufen verlassen haben. Doch die häusliche Geborgenheit wird den Frauen früher oder später zum Verhängnis. Sie sind es nicht gewohnt, ohne nachbarliche Kontakte zu leben.

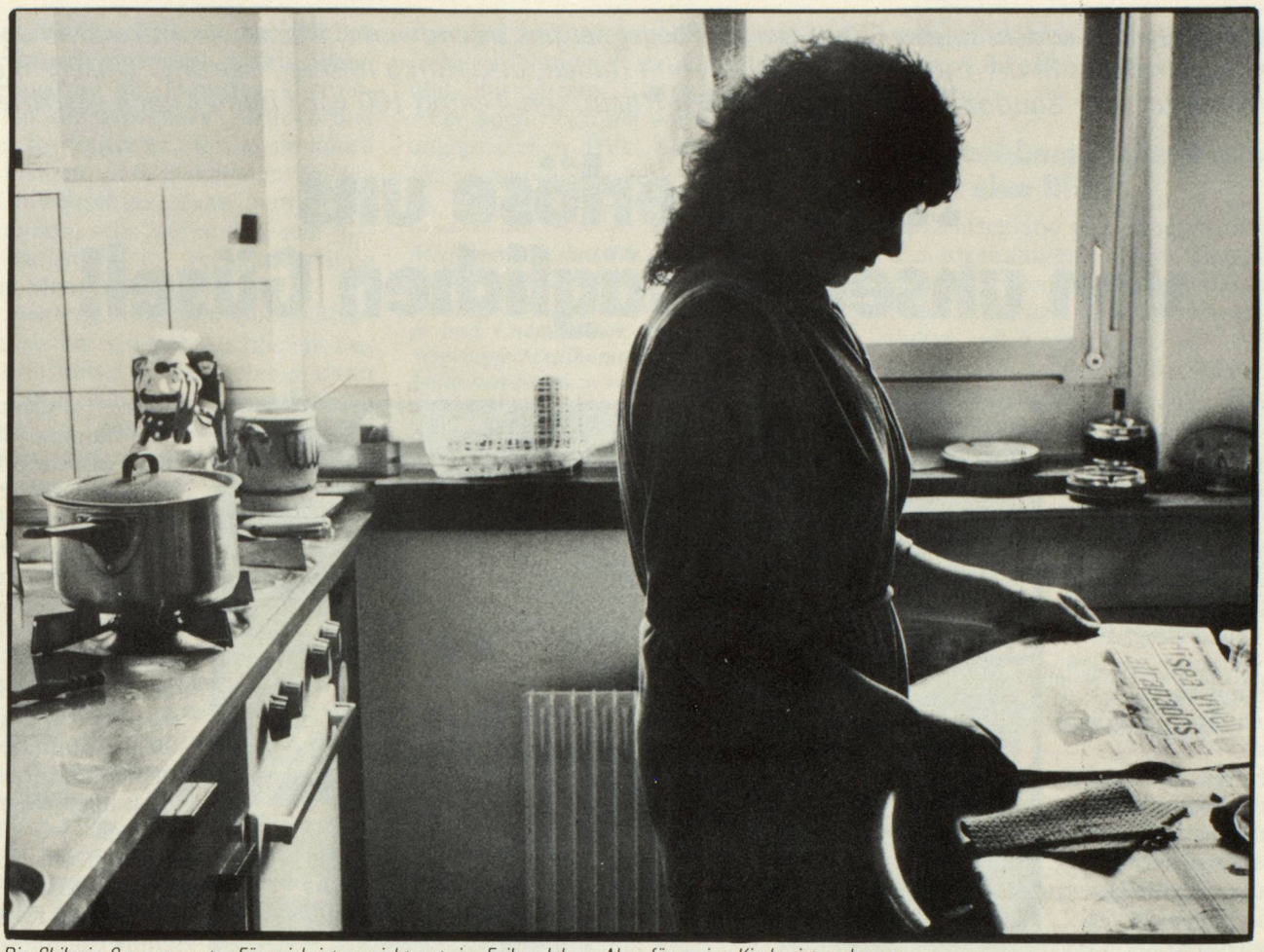
Die Tamilin Silvaneyan sagt: «Hier könnten wir nicht für immer leben. Wir fühlen uns zu fremd.»

■ Aber sowohl die Sprachbarrieren wie die Fremdenfeindlichkeit tragen dazu bei, dass Begegnungen mit Nachbarinnen selten zustande kommen. Das zurückgezogenen Leben führt die Frauen in die totale Isolation.

■ Ob es gelingt, diese schwierige Situation zu verändern, auszubrechen aus der häuslichen Abgeschiedenheit, eine Arbeit zu suchen, unsere Sprache zu erlernen und Kontakte zu knüpfen, hängt von vielen Faktoren ab: vom sozialen und kulturellen Hintergrund, von der Bildung, aber vor allem auch von ihrem Willen, sich aus der totalen Abhängigkeit von ihrem Ehemann zu lösen. Denn viele Männer wollen, dass ihre Frau zu Hause bleibt. «In meiner Heimat habe ich immer auswärts gearbeitet, hier im Exil wollte mein Mann mir nicht nur die Arbeit verbieten, sondern auch verbieten, dass ich das Haus verlasse», beklagt sich eine Flüchtlingsfrau. «Wir haben uns zwar schon früher gestritten, doch geschlagen hat mich mein Mann erst im Exil», erzählt eine andere. Für viele Ehen wird das Exil zur Belastungsprobe, die nicht selten mit der Scheidung endet.

■ Nur wenn Frauen Deutsch lernen können, haben sie die Möglichkeit, Schritte aus ihrer Isolation zu tun. Für Analphabetinnen erfordert es jedoch eine gewaltige Anstrengung, um sich die fremde Sprache anzueignen. Sprachkurse allein genügen nicht. Es braucht Selbstvertrauen und vor allem menschliche Kontakte. Oft sind es aber auch innere Widerstände, die es den Frauen erschweren, im frostigen Klima des Exils aktiv zu werden. Aus Angst, ihre kulturelle Identität zu verlieren, klammern sie sich an Traditionen fest. Sie möchten ihren Kindern das kulturelle Erbe der Heimat vermitteln, doch die Kinder sprechen bald Schweizerdeutsch und interessieren sich kaum mehr für die Vergangenheit. «Zwischen zwei Kulturen fühlst du dich ganz unten», beschreibt eine Türkin ihre Situation. «In der Türkei trug ich nie traditionelle Kleider und kritisierte viele Traditionen. Hier beginne ich mein Land zu idealisieren.»

■ Flüchtlingsfrauen, denen es nicht gelingt, ihre Isolierung zu überwinden, bleiben an die Vergangenheit gebunden. Reale Zukunftsperspektiven haben sie nur dann, wenn sie ihre verlorene Identität im Exil neu finden können.



Die Chilenin Carmen sagt: «Für mich ist es nicht gut, im Exil zu leben. Aber für meine Kinder ist es besser.»

Die Türkin Zelal sagt: «Wegen der Flucht haben wir nicht nur die Heimat verloren, sondern auch die Identität.»

Catherine Silberschmidt (Text) und Gertrud Vogler (Fotos), Kalender des Christlichen Friedensdienstes, Falkenhöhenweg 8, Postfach 1274, 3001 Bern. Der Kalender kann für Fr. 18.– bezogen werden.

Alles, was wir unbedacht in den Güsel werfen, begegnet uns irgendwann, irgendwie und irgendwo wieder einmal, sei dies in der Luft, im Wasser oder im Boden, also durch unsere Nahrung. Unsere Wälder sterben weiter, der Sandoz-Brand vergiftete den Rhein, um Tempo 100 wird immer noch gestritten.

... und erlöse uns von unserem täglichen Güsel!

Allerdings ist die neue Luftreinhalteverordnung nun da, die Abgasvorschriften auch, die Abfallverkehrsordnung wird am 1. April 1987 in Kraft treten – nun müssen diese neuen Gesetze auch vollzogen werden, und damit hapert es im Moment noch ziemlich überall.

Wollen wir, die Konsumenten, eigentlich all die schädlichen Stoffe, aus denen unsere Alltagsgüter fabriziert oder in denen sie verpackt worden sind? Hat uns jemand nach unserer Meinung gefragt? Und was können wir tun, um umweltfreundlicher zu leben?

Voller Freude packe ich die mir soeben geschenkte Amaryllis aus. Ich freue mich darauf, dass sie, dem Winter trotzend, während draussen alles kalt, kahl und grau ist, zum Zuschauen wachsen und uns dann alle mit ihrer prächtigen und farbigen Blüte erfreuen wird. Auf den – laut Prospekt – «wunderschönen Cache-pot», in dem sie eingetopft ist, könnte ich allerdings eher verzichten. Wunderschön finde ich ihn eigentlich auch nicht.

Wohin also damit? Natürlich in den Güsel. Doch plötzlich stört mich die irritierende Frage: Aber aus was ist denn der wunderschöne Cache-pot gemacht? Hat irgend jemand mich, die Konsumentin, gefragt, ob ich einen solchen will? Besteht er etwa aus einem schädlichen Kunststoff, der bei der Verbrennung in der Kehrichtverbrennungsanstalt seinen Anteil zum täglichen Giftausstoss und zur Luftverschmutzung leisten wird?

Wohin mit der ausgedienten Kaffeemaschine – zur Giftsammelstelle?

Aus was bestehen denn überhaupt die Küchenschränke, die Tragtaschen, die Katzenfutterbüchsen, die Zahnpastatuben, die Polstermöbel, die Spielzeuge und vieles andere mehr, das ich alles irgendwann einmal kaufe und das alles irgendwann einmal, in immer schnellerer Reihenfolge, fertig, ausgedient oder irreparabel kaputt sein und dann dem Abfall, der Kehrichtverbrennungsanstalt übergeben wird? Wie weiss ich, dass die farbigen Kunststoffumschläge gewisser Bücher PVC, die Kaffeemaschine Cadmium, oder der Alleskleber chloridhaltige Harze enthalten? Und wenn ich es noch wüsste und diese Dinge zur Giftsammelstelle bringen würde – nähme sie es entgegen? Sicher nicht, denn die wenigen vorhandenen Stellen nehmen Bleiakkumulatoren, Farben, Batterien, usw. entgegen, aber sicher nicht den «normalen» Haushaltabfall, der jedoch alle giftigen Elemente in Spuren auch enthält.

Zum Beispiel Quecksilber

Es mag eine ungenügend bekannte, aber deshalb nicht weniger erschreckende Tatsache sein, dass wir jährlich gleich viele Giftstoffe unbehandelt in die Umwelt lassen, wie beim Sandoz-Brand in den Rhein flossen.

Wir alle brauchen Quecksilber – einen grossen Teil davon in der Form von 100000 Thermometern jährlich, was einem Gewicht von zwei- bis dreihundert Kilogramm reinen Quecksilbers entspricht. – Dies kommt etwa einem

Prozent des Quecksilbers, das jährlich in die Umwelt entweicht, gleich. Wenn eine Hausfrau ein kaputtes Thermometer in die Apotheke zurückbringt statt es fortzuwerfen, leistet sie damit einen kleinen, aber effizienten Beitrag zum Umweltschutz, denn man bringt einen reinen, sehr teuren und sehr giftigen Rohstoff in verhältnismässig grossen Mengen zurück.
Einen weiteren Anteil am Quecksilberverbrauch hat ein gebräuchliches Desinfektionsmittel – dies gelangt dann durch Waschen von desinfizierten Wunden ins Wasser, durch Verdunsten beim Auftragen in die Luft und durch verschmutztes Verbandsmaterial in die Kehrichtverbrennungsanlage.
Über die Hälfte des schweizerischen jährlichen Quecksilberverbrauches entfällt auf Batterien. Knopfzellen, die für Kameras, Uhren, Hörgeräte und Taschenrechner verwendet werden, enthalten so viel teures Quecksilber, dass dessen Wiederverwertung rentabel und auch technisch einfach zu bewerkstelligen ist. Von diesen werden denn auch 80% wieder in den Laden gebracht und recycliert; «nur» 600 kg oder 3% gelangen jährlich in den Kehricht bzw. in die Umwelt. Viel problematischer sind die anderen Batterien, da man es ihnen nicht ansieht, ob sie zu den Zink/Kohle- (mit minimalen) oder zu den Alkali/Mangan-Typen (mit einem 60mal höheren Quecksilbergehalt) gehören.

Alle Fische starben bei der Rheinvergiftung – pro Jahr entweichen gleich viel Quecksilber und anderes Gift unbehandelt in unsere Umwelt.

So werden denn beide Arten von Batterien bunt durcheinander zurückgebracht und türmen sich vorläufig noch fässerweise im Freien. Die Wiederverwertung ist nicht nur deshalb problematisch, weil Alkali/Mangan-Batterien unsortiert mit Zink/Kohle-Batterien lagern, sondern weil die entsprechende Technologie leider erst in der Pilotphase steckt. Mittlerweile regnet es in die lagernden alten Batterien; die Giftstoffe gelangen jetzt statt in die Luft ins Wasser...

Jeder Schweizer braucht in seinem Haushalt mindestens zwei Dutzend verschiedene Kunststoffe

Gegenstände aus den Naturstoffen Holz und Leder, aus Blech und Naturfasern sind teurer als solche aus Kunststoff. Es gibt auch gar nicht alle Artikel des täglichen Bedarfs in Naturmaterialien. Kunststoffe sind billiger, zum Teil auch praktischer, bunter und lustiger. Nun soll es ja schädlichere und harmlosere Kunststoffe geben. Aber auch beim als umweltfreundlich angepriesenen PVC entsteht bei der Verbrennung Salzsäure bzw. Fluorsäure, die auch bei einer effektiven

Medikamente sind das edelste Produkt der Schweizer Industrie: Zur Herstellung brauchen sie viel Energie, hochwertige Rohstoffe und Chemikalien. Pro Jahr wirft der Schweizer Medikamente im Wert von 120 Millionen Franken weg.

Rauchgaswäsche ökologisch bedenklich ist. Dort wo es keine Rauchgaswäsche gibt, also im Normalfall, wo die Verbrennung unvollständig ist, werden stabile chlorierte und fluorierte Kohlenwasserstoffe gebildet, die die Umwelt bereits im Übermass belasten – auf Deutsch gesagt vergiften.

Fritzlis Weihnachtsgeschenk – der hübsche rosarote Panther

Um die verwendeten Kunststoffe vor dem Zersetzen, Vergilben oder Verfaulen zu bewahren, um ihre Schlagfestigkeit zu erhöhen und die elektrostatische Aufladbarkeit zu reduzieren, werden ihnen Additive beigefügt. Diese machen dann den Panther rosa, das Laufgitter weich und weiss, das Autositzli schlagfest und rot.
Ein grosser Teil dieser Additive ist hochgiftig, besonders bei der Entsorgung (Verbrennung). Da aber die jeweiligen Zusätze und Kombinationen nicht bekannt, nicht sichtbar und im Einzelfall auch nur in Spuren vorhanden sind, stellen sich auch für ein allfälliges Wiederverwertungsverfahren grosse Probleme. Für die Belastung der Umwelt zählt jedoch nicht die kleine Spurmenge des einzelnen Produktes, sondern die jährlich anfallende beträchtliche Summe. In der Giftliste der allgemeinen Publikumserzeugnisse figurieren 20000 Artikel, die aus einem oder mehreren der aus über 500000 im Gewerbe verwendeten giftigen Stoffe bestehen.
So ist es denn nicht nur für den umweltbewussten Konsumenten schwierig bis unmöglich, Produkte aus harmlosem Kunststoff zu kaufen oder einem Kunststoff anzusehen, ob er giftig oder harmlos ist. Auch die Umweltchemiker sind überfordert, wenn sie Anfragen beantworten sollen, aus was denn ein Produkt bestehe. Zwar ist die Nachfrage bei der Informationsstelle für Umweltchemie nach umweltverträglichen Produktelisten sehr gross, doch die Mittel und das Personal, die dieser Stelle zur Verfügung stehen, reichen nicht aus, um alle Anfragen beantworten und mit vernünftigem Aufwand eine aktuelle Marktübersicht der Riesenzahl aller Produkte erstellen zu können.

Kennzeichnung aller Produkte wäre eine Hilfe

In Deutschland gibt es bereits seit 1978 den sogenannten «blauen Engel». Mit diesem werden umweltfreundliche oder zumindest schadstoffarme Produkte gekennzeichnet, so dass der Konsument selber wählen kann, ob er den schadstoffarmen Lack, das blei- und chromatarme Korrosionsmittel oder das giftigere Produkt kaufen will. Für den Produzenten bietet das offizielle Zeichen einen Anreiz, vermehrt solche Güter zu produzieren. Seltsamerweise hat man sich in der Schweiz bis heute noch nicht zu einem solchen Signet durchdringen können.

Eine giftproduzierende Firma in Glarus erhält 12 Jahre Übergangszeit, um auf ein harmloseres Produkt umzustellen.

Da am 1. September 1986 die Verordnung über umweltgefährdende Stoffe in Kraft getreten ist, soll der Gebrauch der folgenden Symbole eine umweltgerechtere Entsorgung fördern.

Vermeidung und Beseitigung von giftigen Abfällen – ein politisches Problem

Wenn es – wie bei einem Teil des Quecksilbers – gelingt, den Rohstoff wieder zu sammeln und zurückgewinnen, und wenn diese Rückgewinnung

Anzeige

Problemlösung für Kaffee-Empfindliche

Für viele Kaffee-Empfindliche – die das Coffein sonst gut vertragen – ist ein grosses goldenes «S» das sichere Zeichen dafür, dass sie wieder unbeschwert Kaffee geniessen können.
Gemeint ist «Café ONKO S». Dieser Kaffe wird vor dem Rösten in einem patentierten Verfahren nachweislich von vielen Reizstoffen befreit. Die Gründlichkeit dieses Verfahrens ist offiziell anerkannt und berechtigt dazu, dass CAFE S als nachweislich «reizarm veredelt» bezeichnet werden darf. Das anregende Coffein, das volle Aroma und der köstliche Geschmack bleiben erhalten. «Café ONKO S» ist als gemahlener Bohnenkaffee – geeignet für Filterzubereitung und Espressomaschinen – sowie als gefriergetrockneter Schnellkaffee erhältlich.

erst noch ein gutes Geschäft ist, dann ist es relativ einfach, zu vermeiden, dass diese giftigen Stoffe in unsere Umwelt gelangen. Dort, wo die Wiederverwertung nicht so einfach ist, sollten die giftigen Stoffe sicher endgelagert oder zerstört werden können. *Sondermülldeponien* gibt es aber in der Schweiz keine mehr, seit die Deponie Kölliken geschlossen und keine neue eröffnet worden ist. Der Grund: Keine Gemeinde will eine solche Deponie bei sich haben; das Problem wird im Mo-

Forderungen der Informationsstelle für Umweltchemie in Zürich bezüglich Batterien:
- ***Alle Batterien sollten sichtbar gekennzeichnet werden, aus was sie bestehen, damit sie schon beim Einkaufen und beim Einsammeln getrennt werden können***
- ***Auf Batterien sollte ein Pfand erhoben werden***
- ***Die Technologie der Wiederverwertung der eingesammelten Batterien sollte zügig vorangetrieben werden***
- ***mehr wiederaufladbare Batterien verwenden***
- ***mehr solare Aufladegeräte verwenden***
- ***mehr Solarzellen brauchen***

ment von Instanz zu Instanz geschoben. Mittlerweile exportieren wir unsere hochgiftigen Abfälle hinter den Eisernen Vorhang in die DDR. Seit den siebziger Jahren sind bezüglich dieses Problems keine Fortschritte mehr gemacht worden. Es bräuchte auch zusätzliche Sammelstellen in den Kantonen und mehr Firmen, die den Sonderabfall aussortieren.

Gefährliche und schwer abbaubare Stoffe sollten verboten werden

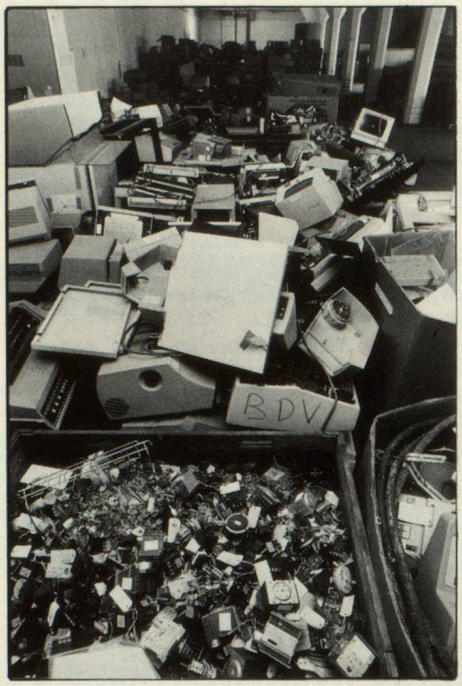
Die Ursachenbekämpfung wird leider auch noch viel zu wenig konsequent betrieben: So sollten die Produktion, der Vertrieb und der Verkauf von giftigen Stoffen so schnell als möglich untersagt werden. Es dürften auch keine diesbezüglichen Konzessionen mehr an die Industrien gemacht werden wie gerade kürzlich, als einer Firma in Glarus, die mit dem hochgiftigen Stoff

Frau Kaufmann ist bekannt, erfolgreich und diskret. Sie hilft Ihnen mit ihrer

medialen Begabung

Durch **Kartenlegen** bei Entscheidungen, privaten oder beruflichen **Problemen**.
Durch **Astro-Psychologie** für **Zukunfts-**, Partnerschafts- und Personenanalysen.
Durch **Telepathie** bei **Prüfungen** usw.
Durch **Fernbehandlung** aller **geistig** beeinflussbaren Begebenheiten.
Auch Langzeitbehandlung.

Nähere Auskunft und Anmeldung
morgens ab 7 Uhr
Telefon (056) 71 13 45



Bilder RDZ

TCB arbeitet, der letztes Jahr einen verheerenden Brand verursachte, eine Übergangszeit von 12 Jahren eingeräumt wurde, um auf eine weniger schädliche Substanz umzustellen. Sicher wäre dies doch nach kürzerer Zeit möglich!
Auch *Preissignale und Lenkungsabgaben* könnten zur Ursachenbekämpfung beitragen. So sollten auf Batterien ein hohes Pfand erhoben, auf giftigen, schädlichen und nicht hundertprozentig wiederverwertbaren Produkten eine teure Steuer erhoben werden. Das Vermindern problematischer Abfälle durch Lenkungsabgaben ist leider noch nicht im Gesetz verankert.

Was kann der einzelne tun?

Das Problem der Vergiftung unserer Umwelt muss von allen gemeinsam angegangen werden. Man kann die Beseitigung der Sonderabfälle auch nicht einfach dem Staat – also den Gemeinden und Behörden überlassen. Viel besser ist es, Abfälle zu vermeiden. Dies können wir tun, indem wir:
- *bewusster einkaufen: Zum Beispiel kaufen wir nur noch Produkte, die mit den neuen Piktogrammen versehen sind, die anderen lassen wir, weil wir nicht wissen, was sie enthalten, sein.*
- *für die routinemässigen Putzarbeiten im Haushalt auf das umfangreiche und gefährliche Putzlabor verzichten: Schmierseife, die Scheuermittel Ajax, Vim usw. erledigen die meisten Putzjobs zur Zufriedenheit.*
- *Sanitär- und WC-Reiniger, die unsere Kläranlagen und Gewässer belasten, sind meistens unnötig (Scheuerpulver mit Essig gegen Kalkflecken erreichen dasselbe Resultat).*
- *Desinfektionsmittel im Privatbereich sind nicht nur unnötig, sondern sogar gefährlich.*
- *Fensterputzmittel sind überflüssig – Schmierseife wäscht auch, zum Polieren Wasser mit einem Schuss Geschirrspülmittel oder Sprit nehmen.*
- *bei der Wäsche die teureren umweltfreundlichen Waschmittel aus dem Reformhaus, der Drogerie oder dem 3.-Welt-Laden benutzen. Diese sind ohne optische Aufheller, Detergentien, Duftstoffe, Enthärter, Enzyme, Bleichmittel, die alle unsere Gewässer unnötig belasten.*
- *Nur volle (aber nicht übervolle) Maschinen laufen lassen.*
- *Wäsche nur bei sehr starker Verschmutzung vorwaschen; sonst auf Vorwäsche verzichten; mit 60 °C wird übrigens fast alles sauber.*
- *Weichspüler wie auch Tumbler sind in den meisten Fällen entbehrlich.*
- *Möbel kann man auch ohne Chemie pflegen, nämlich mit natürlichen Wachsen und Ölen, die erst noch gut riechen.*

Was können Sie sonst noch tun?

Sie können Mitglied beim Konsumentinnenforum werden – dieses gibt die Zeitschrift «**prüf mit**» heraus, wo immer wieder gute Tips zu umweltschonendem Verhalten gegeben werden. Wenn Sie mehr über Verhalten und Wirkung der chemischen Stoffe, mit denen wir täglich umgehen, wissen wollen, können Sie – ebenfalls beim Konsumentinnenforum – die Broschüren «Waschen und Umwelt» und «Verputzen wir unsere Umwelt?» bestellen. «Wasche Deine Hemden in Unschuld» – ein Ratgeber für mehr Umweltschutz und weniger Chemie im Haushalt, wurde herausgegeben von der **Stiftung für Konsumentenschutz, Monbijoustr. 61, 3007 Bern, Tel. 031/ 45 34 44.**
Auch auf die Gemeinden kommen grosse neue Aufgaben zu – vielleicht melden Sie sich bei Ihrer Gesundheitsbehörde oder bei einer örtlichen Abfallbewirtschaftungskommission, um Ihre Mithilfe anzubieten?
Das Problem der Vergiftung unserer Umwelt betrifft uns alle, sind wir doch alle Verursacher und Opfer zugleich. Deshalb kann es nur in Zusammenarbeit mit allen angegangen werden, oder wie das chinesische Sprichwort sagt:

Wenn viele kleine Leute
Mit vielen kleinen Schritten
Viele kleine Dinge tun,
Dann ist Veränderung möglich.

Katharina Gattiker

TAG DER FRAU MUSTERMESSE BASEL

Mittwoch, 18. März 1987
Vormittagsveranstaltungen

«Die Frau im Mittelpunkt»

Gentechnologie/in-vitro-Fertilisation, Retortenbaby usw.
Referat zum Thema Gentechnologie
Prof. Dr. Werner Arber, Ordinarius für Molekular-Mikrobiologie und Nobelpreisträger, Rektor der Uni Basel.

Referat aus medizinischer Sicht
Dr. Barbara Moccetti-Bänziger, Ospedale La Carità/ Dr. med. A. Campana, Locarno.

Diskussionsgruppe
Anita Fetz, Nationalrätin, Büro für frauenspezifische Kommunikation, Basel.
PD Dr. Catherine Nissen-Druey, Ärtzin, Basel.
Eva Segmüller, Nationalrätin, Mitglied der eidg. Expertenkommission für Humangenetik und Reproduktionsmedizin, St. Gallen.

Schlussreferat
Prof. Dr. Annemarie Pieper, Ordinarius für Philosophie, Universität Basel.
«Gentechnologie/in-vitro-Fertilisation aus ethischer Sicht».

Abschluss: Traummode und Modeträume aus Plastik und Pampers
Vorführung durch die Gewerbeschulklasse «Team Mode 2000 Oberwil» unter der Leitung von Antoinette Erb, Binningen.
Ort: im Saal «San Francisco» des Europäischen Welthandels- und Kongresszentrums «EWTCC»
Saalöffnung: 9.00 Uhr
Eröffnungsworte um 10 Uhr von Dr. Frédéric P. Walthard, Generaldirektor der Schweizer Mustermesse.

«Workshops zum Tagesthema»

Workshop I: Gentechnologie und künstliche Befruchtung: Eine europäische Herausforderung
Leitung: Carmen Hatz-Stauffer, Riehen, Präsidentin der Kommission für Gesundheit und Umwelt der Europäischen Frauen-Union.
Workshop II: Moralisch/ philosophische Gesichtspunkte
Leitung: Frau Riedinger, Philosophisches Seminar, Basel.
Workshop III: Medizinische Gesichtspunkte
Leitung: Dr. Ruth Mascarin, Ärztin, Basel.

«Workshop zum Thema «Frauen-Forum 91»

Arbeitstagung zuhanden der CH 91
Leitung: Christine Kalt-Ryffel, Geschäftsführerin des Vereins CH 91 Frauen.
Ort: im Europäischen Welthandels- und Kongresszentrum der Schweiz. Mustermesse Basel.
Beginn: 15.00 Uhr

Sonderschau «Frauentreff» mit Literaten-Café

14.–23. März, 9–18 Uhr
Gebäude D, 1. Stock, Halle 311

Ausstellerinnen
Vereinigung für Frauenrechte Basel mit dem bekannten Bücherstand: Literatur von und für Frauen, Neuerscheinungen und Tagespresse: Literatur über die Thematik der Vormittagsveranstaltung am Tag der Frau «Gentechnologie».

Hinweise
Am Tag der Frau, 18. März 1987, bezahlen MUBA-Besucherinnen nur Fr. 5.– für die Tageskarte.
Wenn Sie am Tag der Frau die Muba mit der Bahn besuchen, bezahlen Sie ab allen Bahnstationen der Schweiz inkl. Transfer mit dem Tram und Muba-Eintritt nur Fr. 30.– bzw. Fr. 20.– für ½-Preis-Abonnenten.

SEMINARE

Deutschsprachige Literatur – vom Barock bis zur Gegenwart

Schwerpunkte sind:
– Lessing, Goethe, Schiller
– Das 19. Jh. zwischen Romantik und Realismus
– Die Krise zu Beginn unseres Jahrhunderts
– Deutsche Vergangenheitsbewältigung
– Zeitgenössische Literatur
Literatur speziell in Bezug zu Geschichte, Politik, Soziologie, Wirtschaft, Psychologie und bildender Kunst.
Ort: Hotel Krone, Schaffhauserstr. 1, 8006 Zürich
Dauer: 8 Abende, 18.45–21.30 Uhr (1. Semester)
Preis: Fr. 420.–
4./18. Mai, 1./15./29. Juni, 17./31. August und 7. September

Vom alten zum neuen Ehe- und Erbrecht

Was bedeutet das neue Ehe- und Erbrecht für Partner, deren Ehe vor dem 1. Januar 1988 geschlossen wurde? Was müssen sie unbedingt wissen? Was sollten sie vorkehren?
Ruth Reusser, lic. iur., Sektonschefin Bundesamt für Justiz, Bern
«Interessengemeinschaft Forum für die Frau»
Ort: Kongresshaus Zürich, Kammermusiksaal, Gotthardstr. 5, 8001 Zürich
16. März, 19.30–22 Uhr, oder 17. März, 14.30–17 Uhr

Schwester mit der braunen Haut

Frauen in Sri Lanka – Frauen in der Schweiz
Erfahrungen einer Frauenreise nach Sri Lanka
Ort: Boldern, Evangelisches Tagungs- und Studienzentrum, 8708 Männedorf, Tel. 01/922 11 71
Samstag/Sonntag, 14./15. März

Wechseljahre – Lebensmitte

Gesucht wird während dieser zwei Tage nach individuellen Lösungen in dieser Lebenskrise.
Leitung: Dorothea Waldmeyer
Ort: Mümliswil/SO, Bildungs- und Ferienhaus des Coop Frauenbund Schweiz, Tel. 062/ 712 446
25. und 27. März
Kosten: Fr. 150.–

Ehegüterrecht – Eheverträge – Erbrecht

Was bedeutet Errungenschaftsbeteiligung? Haben Gütergemeinschaft und Gütertrennung ausgedient? Wie sieht ein Ehevertrag aus? Wer soll einen Ehevertrag abschliessen? Welche Neuerungen bringt das neue Erbrecht?
Lili Nabholz-Haidegger, Dr. iur., RA, Zollikon, «Interessengemeinschaft Forum für die Frau»
Ort: Kongresshaus Zürich, Kammermusiksaal, Gotthardstrasse 5, 8001 Zürich
23. Februar, 19.30–22 Uhr, oder 24. Februar, 14.30–17 Uhr

Güter- und erbrechtliche Sonderfragen

Welche rechtlichen Sonderprobleme ergeben sich bei beruflicher Selbständigkeit der Ehefrau, Mitarbeit der Ehefrau im Geschäft des Mannes sowie im landwirtschaftlichen Betrieb?
Margrit Huber-Berninger, lic.iur., RA, Wettswil a. A.
«Interessengemeinschaft Forum für die Frau»
Ort: Bärengasse 16, 8001 Zürich
Schweizerischer Bankverein, Sitzungssaal, 4. Stock
9. März 1987, 19.30–22 Uhr
oder 10. März 1987, 14.30–17 Uhr

KURSE

Max Frisch – feministisch gelesen

Vier Lesevormittage zum Buch «Montauk»
Leitung: Susanna Woodtli
Ort: Boldernhaus Zürich, Voltastrasse 27, 8044 Zürich, Tel. 01/477361
Mittwoch, 4., 11., 18. und 25. März jeweils 9–11 Uhr

Liebe Mutter – böse Mutter

Leitung: Margrit Tuchschmid, Zürich
Ort: Paulus-Akademie, Carl-Spitteler-Strasse 38, 8053 Zürich, Tel. 01/533400
3., 10., 17., 24., 31. März/7. April jeweils 20–22 Uhr

Reden – verhandeln – Gespräche führen

«Ich habe mich wieder nicht durchsetzen können.» Welche Frau kennt diese Situation nicht? Mittels praktischer Übungen wird das eigene Redeverhalten überprüft und ein neues eingeübt.
Ort: Femmedia, Claragraben 78, 4058 Basel, Tel. 061/339697
27. Februar bis 1. April (wöchentlicher Abendkurs)

Vereinsleitung

Grundlagen des Vereinsrechts
Vorbereiten einer Sitzung
Erstellen einer Traktandenliste
Protokoll (wird nur kurz behandelt)
Voten
Vorbereitung und Durchführung einer Generalversammlung
Leitung: Iris Kräutli, Quästorin der Zürcher Frauenzentrale
Ort: Am Schanzengraben 29, 8002 Zürich
Sitzungszimmer der Zürcher Frauenzentrale
Dienstag, 10., 17. und 24. März jeweils 14–ca. 16.30 Uhr
Kosten: Fr. 50.–

«Das Alter» von Simone de Beauvoir

Lese- und Diskussionskreis für ältere Menschen und an Fragen des Alterns Interessierte.
Leitung: Raffaella Scandroglio, Zürich
Ort: Paulus-Akademie, Carl-Spitteler-Strasse 38, 8053 Zürich, Tel. 01/533400
Dienstag, 17./31. März/21. April/12. Mai/2./23. Juni, jeweils 14–16 Uhr

Mehr Selbstsicherheit im Auftreten

Die richtige Körperhaltung schafft Ausstrahlung
Das Positive zieht seine Kreise
Zwischenmenschliche Beziehungen
Der grosse Auftritt
Anleitung zum Aufbau einer farblich harmonischen Garderobe
Was bewirken Farb- und Modestilanalysen?
Leitung: Praline E. Kubli-Adunka
Ort: Restaurant Kaufleuten, Pelikanplatz, 8001 Zürich, Kurierstube, 1. Stock
Dienstag, 17. März, 9.30–16.30 Uhr
Kosten: Fr. 30.–

AUSSTELLUNGEN

Spitzen aus Neuenburg

Klöppelspitzen, Valenciennes, Lille-Spitzen. Traumgebilde aus Sammlungen und aus dem Schloss und Museum Valangin.
Ort: Schweizer Heimatwerk, Rudolf-Brun-Brücke, Zürich
19. Februar–21. März

1960: Les Nouveaux Réalistes

Arman, Christo, Niki de Saint-Phalle, Daniel Spoerri
Ort: Kunstmuseum Winterthur
Öffnungszeiten:
Täglich 10–12 und 14–17 Uhr, Dienstag auch 19.30–21.30 Uhr; Montag geschlossen
Bis 22. März 1987

Marianne und Peter Maag-Riesen

aus Eglisau
Beduinen, Zigeuner, Seeräuber, Frauen aus fernen Ländern Gestalten, die in Marianne Maags Bildern leben.
Ort: Galerie Adler, Rorbas
Geöffnet täglich 11–23 Uhr, Mittwoch bis Sonntag bis 14. März
(Vernissage 14. Februar)

WOCHENENDE

Einzelkind-Eltern

Wie können wir Eltern Nachteile ausgleichen und Chancen erkennen lernen und auch nutzen?
Mehr Informationen aus der Forschung rund ums Einzelkind. Gemeinsam Anliegen und Probleme besprechen, um dadurch mehr Sicherheit und Gelassenheit im Alltag zu erlangen.
Leitung: Esther Iseli und Elisabeth Vögtli
Ort: Mümliswil/SO, Bildungs- und Ferienhaus des Coop Frauenbund Schweiz, Tel. 062/713446
14. und 15. März

Alleinerziehende Mütter und Väter

Ein Wochenende einmal ohne Belastung, zusammen mit Eltern, welche dieselben Aufgaben zu erfüllen haben, den Alltag kindergerecht gestalten wollen.
Ort: Herzberg, Volksbildungsheim Herzberg, 5025 Asp/Aargau, Tel. 064/481646
21. und 22. März

FERIEN

Klöppeln für Anfänger

Diese traditionelle Handwerkskunst erfreut sich bei jung und alt immer grösserer Beliebtheit. Unsere neue Kursleiterin bietet Ihnen einen Kurs für Anfängerinnen oder Klöpplerinnen mit Grundkenntnissen an.
Leitung: Elsbeth Fehr, Bern
Ort: Ferienhaus in Mümliswil/SO Jura
Coop Frauenbund, Zentralsekretariat, Postfach 2550, 4002 Basel, Tel. 061/207172
11.–16. Mai
Kosten: Fr. 340.–

Alleinerziehende mit ihren Kindern

Diese Fereinwoche richtet sich an alleinstehende Mütter und Väter mit Kindern im Vor- und Primarschulalter. Neben dem Basteln, Schwimmen, Wandern und Spielen ist Zeit zur Erholung und für Gespräche.
Leitung: Esther Mollenkopf
Ort: Ferienhaus in Mümliswil/SO Jura
Coop Frauenbund, Zentralsekretariat, Postfach 2550, 4002 Basel, Tel. 061/207172
11.–17. Juli
Kosten: Fr. 290.– für Erwachsene, Fr. 100.– für Kinder

Gesundheit braucht Pflege

Kurbetrieb mit . . .
Schlenz-Überwärmungsbäder
Kuhne-Sprudelsitzbäder
Dauerbrause (Blutwäsche Dr. Lust)
Ozon- und Kräuterbäder
Akupressur, Zonenmassage
Fussreflexzonentherapie
Lymphdrainage
Ernährungs- und Verhaltensberatung nach A. Vogel

O. Haller
071/46 30 75

BAD Sanitas GESUNDHEITSFARM
Institut für moderne Hydrotherapie und natürliche Lebensweise 9320 Arbon

Man kennt die glattgebügelten Erfolgsstories, wie sie in manchen Frauenzeitschriften angeboten werden. Ihr Schema ist stets dasselbe: Frau X hat eine Idee – am Anfang gibt's einige kleine Schwierigkeiten, die jedoch glorreich überwunden werden – der Erfolg ist total – Frau X ist rundum glücklich, und ihre Familie ist es ebenfalls. Man könnte als Normalfrau Minderwertigkeitsgefühle kriegen...

Frauen machen sich selbständig

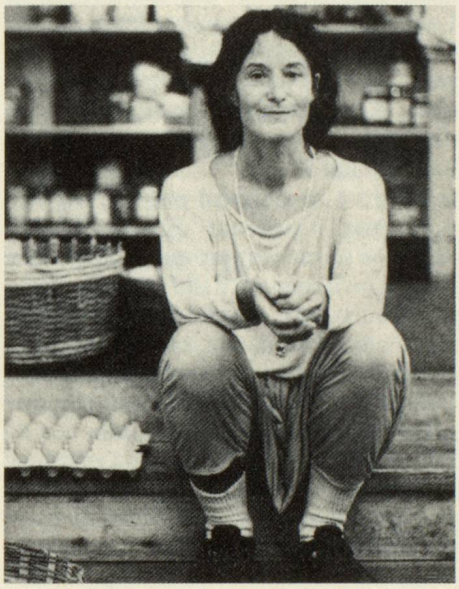
Ganz anders das Buch von Gudrun Lukasz-Aden «Ich bin so frei – Frauen machen sich selbständig», erschienen im Heyne Verlag. Hier werden die Schicksale von dreizehn völlig verschiedenen Frauen nachgezeichnet, die alle selbständig arbeiten und von denen eine jede ihre besonderen Probleme hat. Dies zeigt sich bereits bei den Titelüberschriften: «Als meine Ehe noch intakt war, ist mir die finanzielle Abhängigkeit nie bewusst geworden» oder «Anfangs habe ich mich furchtbar gefühlt, habe mit meinen Kindern geschimpft anstatt mit meiner Partnerin» oder «Ich finde es nicht gut, allein vor sich hinzuwurschteln» oder «Ich möchte nicht nochmals aus einer völlig unsicheren Situation heraus neu anfangen». Unter den Frauen, die solche Geständnisse machen, finden sich eine Krankengymnastin, eine Buchbindermeisterin, eine Restaurantbesitzerin, eine Goldschmiedin, eine Cutterin, eine Bioladenbesitzerin usw., also Frauen mit recht soliden Berufen. Die Jüngste ist 23jährig, die Älteste 49, fast alle haben Kinder, manche sind geschieden, keine ist reich, keine ist berühmt. Kurz, es sind Schicksale, mit denen wir uns identifizieren können, zudem ist manches lehrreich oder gar trostreich. Wir veröffentlichen in dieser und in den nächsten Nummern daher einige Abschnitte aus Gudrun Lukasz-Adens Buch.

«Anfangs habe ich mich furchtbar gefühlt, habe mit meinen Kindern geschimpft anstatt mit meiner Partnerin.»

Renate Brücher, 46, Bioladenbesitzerin, zwei Söhne (5 und 10 Jahre)

Sie spricht nicht gern über das, was sie macht, empfindet jede Formulierung als Einengung, Festlegung, Begrenzung. «Ich habe so wenige klare Gedanken darüber, bin mehr eine psychologische Existenz. Alles war mehr intuitiv, die Klarheit ist mir erst im Umgang mit der Arbeit gekommen. Ich habe mich entschlossen, irgend etwas zu machen, damit ich nicht immer daheim rumsitze und heule. Ich habe mir überlegt: Was kannst du machen, wo das jüngere Kind dabei sein kann? Der grössere Sohn ging bereits zur Schule, doch den kleinen musste ich bei mir behalten dürfen.»

Aus dieser Schilderung könnte der Eindruck entstehen, dass Renate Brücher vorher nicht berufstätig war. Ein falscher Eindruck. Sie hat während ihrer ersten Ehe als medizinisch-technische Assistentin gearbeitet und auch während ihrer zweiten Partnerschaft, deren Ende dann der Auslöser für ihr «Heulen und Zu-Hause-Rumsitzen» war.



Die Bioladenbesitzerin Renate Brücher (46).

Ihre Bilanz: 27 Jahre Berufstätigkeit, davon 18 Jahre in irgendwelchen Forschungsbereichen, vor ihrer Selbständigkeit in einer tierärztlichen Gemeinschaftspraxis, zusammen mit ihrem Lebensgefährten.

Seit über drei Jahren besitzt sie den Bioladen «Vier Jahreszeiten», in dem sie einst Kundin, dann Mitarbeiterin war. Doch eine stolze Besitzerin ist sie nicht: «Ich würde auch gern hier angestellt sein», sagt sie, «wenn jemand anderer den Laden kaufen würde. Denn das Gefühl: Es ist mein Laden! ist nicht beflügelnd. Vielleicht eher das Gefühl, dass es *noch* mein Laden ist. Dass er nicht kaputtgegangen ist, das ist mein Erfolgserlebnis.»

Beflügelt hatte sie die Atmosphäre des Ladens, sein Geruch, die Ware, das Gesundleben, das Heilen. «Ich habe immer versucht, die Leute zu heilen», erkennt sie heute, «aber mit Mitteln, die ich nicht für richtig hielt. Hier versuche ich, die Ernährung für die Heilung anzupreisen, fürs Gesunderhalten.»

Mit 17 Jahren begann sie ihre medizinisch-technische Assistenten-Ausbildung aus jenem zitierten Heilbedürfnis heraus. Ein Beruf, den der Vater für sie gewählt hatte. Renate: «Er wollte das, damit ich einen Arzt heiraten und ihm die richtige Ergänzung sein kann.» Das war zwar nicht ihr Interesse, aber der Beruf hat ihr trotzdem Spass gemacht und sie anfangs auch befriedigt. «Ich habe ihn als wahnsinnig sinnvoll angesehen. Bis ich durchgeschaut und begriffen habe, dass es nur noch um die Qualifikation in der Technik ging. Als ich das alles beherrscht habe, bedeutete das eigentlich für mich auch das Ende. Aber ich habe weiter gearbeitet, immer gearbeitet, bis mein zweites Kind auf die Welt kam. Da war ich 40 und wollte nicht mehr arbeiten.»

Ihr Partner kam für die Familie auf. Auch jetzt, nach der Trennung, steuert er nach wie vor Wesentliches zum Lebensunterhalt bei. «Solange die Kinder von mir Geld brauchen, er genügend hat und es freiwillig geben mag, finde ich es auch gerechtfertigt, dass er sich daran beteiligt. Wenn ich allein auf mich gestellt wäre, müsste ich den ganzen Tag arbeiten, denn nur so könnte ich mich und meine Kinder ernähren. Aber ganztags würde ich nur als kinderlose Frau arbeiten. Meine Arbeitszeit wird bestimmt durch Kindergarten und Schule. Ich bin auf den Vormittag festgelegt, bis die Kinder 16 oder 18 Jahre alt sind.»

Während der Trennungsphase, von der sie sagt: «Ich war selbst gar nichts mehr», erbte sie unvorhergesehen ein kleines Vermögen. «Und um wieder etwas zu sein, aus diesem Gefühl heraus, ist der Laden entstanden. Ich wollte einfach dastehen mit den ganzen Körnern ... So habe ich mir das vorgestellt: Dann bist du wieder was.»

Von ihrem Bauernhaustraum, ihrer ewig mit sich herumgetragenen Landsehnsucht nahm sie Abschied. Vom Finanziellen her hätte sich dieser Traum erstmals in ihrem Leben verwirklichen lassen, aber nicht vom Familären her. Denn sie träumte diesen Traum immer

vor dem Hintergrund der Familie, allein wollte sie ihn sich nicht erfüllen. Denn das hätte die totale Einsamkeit bedeutet, die Abkehr von der Welt. Sie wäre mit ihrem «Ich-bin-gar-nichts-Gefühl» untergegangen. Das wollte sie ihren Kindern nicht antun. Und sich auch nicht. Deshalb entschied sie sich für den Bioladen, keine Kaufentscheidung, sondern erst einmal eine Arbeitsentscheidung.

«Ich wollte raus, wollte nicht mehr zu Hause sitzen mit meinem Sohn, während der andere zur Schule ging, ich wollte hier arbeiten, auch ohne Geld, um das Kind nicht irgendwie unterzubuttern. Geld brauchte ich ja nicht, ich konnte von den Zinsen leben.»

Die Arbeit im Laden entsprach ganz ihren Vorstellungen: «Rechts habe ich den kleinen Wenzel gestillt», erzählt sie, «und links die Biosemmeln eingepackt. Wenzel hat hier sitzen gelernt, in den Kartons, das war echt gut. Er hat sich sehr wohl gefühlt; Julian war in der Schule. Ich arbeitete halbtags, von zehn bis zwei Uhr. Wie auch jetzt noch.»

So hätte es eigentlich immer weitergehen können: ohne Vergütung arbeiten, in einem Umfeld, das ihren Bedürfnissen nach Heilen und Gesundheit sehr entgegenkam, wo es gut roch und wo sie es fast ausnahmslos mit netten Leuten zu tun hatte.

Dieses sorglose Leben hat sie sich durch den Kauf des Ladens selbst verbaut. Ihr Vermögen ist geschrumpft, von den Zinsen könnte sie heute nicht mehr leben.

Das Abenteuer Selbständigkeit begann mit einem Telefonanruf. Sie war mit ihren Kindern im Frühjahr nach Griechenland in die Ferien gefahren. Und dort stöberte sie der Ladenbesitzer telefonisch auf. «Er machte mir das Angebot, den Laden zu kaufen, stellte auch Bedingungen, wie zum Beispiel, dass ich die Mitarbeiter übernehmen müsste. Das gefiel mir.»

Ein total überraschendes Angebot für Renate, denn der Besitzer hatte niemals zuvor von Verkauf gesprochen. Und auch sie hatte niemals zuvor den Wunsch gehabt, einen Laden zu haben, und schon gar nicht, so etwas allein zu machen. Doch das Angebot hatte etwas Verlockendes für sie, etwas Herausforderndes. Sie wollte es wagen, aber nicht allein. «Aus einer Schwäche heraus» ging sie mit einer anderen Frau, die sie kannte, eine Partnerschaft ein. «Und ich habe mich furchtbar gefühlt», erzählt sie, denn ihre Entscheidung für die Teilhaberin hatte sich ziemlich schnell als Fehlgriff herausgestellt. «Ich habe mit meinen Kindern geschimpft anstatt mit meiner Partnerin. Ich habe viel Geld dabei verloren. Das war mein Lehrgeld!»

Hinzu kam, dass ein Teil der Kundschaft nach dem Wechsel ausblieb, denn die Kunden waren typfixiert, «Mann-fixiert», wie Renate es analysiert. «Jetzt haben wir bewusstere Kunden, die von damals waren flippiger.»

Doch nicht alles war negativ. «Der Laden war bei den Händlern gut eingeführt, hatte einen guten Ruf, das hatte mir schon manches erleichtert. Ich musste mich nicht selbst behaupten, sondern war automatisch mit der Übernahme voll eingeführt.» Doch Kredit bei den Lieferanten bekam sie nicht, das ist nicht üblich in diesem Gewerbe, alles wird sofort bezahlt. Das ist auch im Interesse der engkalkulierenden Einzelhändler, für die die üblichen drei Prozent Skonto bei Barzahlung oft der einzige Gewinn sind.

Renate weiss heute, dass sie mit ihrem Laden nie viel Geld verdienen kann. «Der Einzelhandel bringt zu wenig», sagt sie. «Nur Ladenbesitzern, die einen Grosshandel dabei haben oder die etwas selber produzieren, geht es wirklich gut.»

Die meiste Ware wird angeliefert, per Post, per Lkw, nur Frischprodukte kauft sie selbst ein, morgens, bevor der Laden geöffnet wird. «Dadurch, dass ich Kinder habe, kann ich der Konkurrenz nichts abluchsen, kann den Laden erst aufmachen, wenn sie in der Schule und im Kindergarten sind und ich eingekauft habe, gegen zehn Uhr etwa. Die Kinder bestimmen meine Arbeitszeit.»

Die Schuld an dem missglückten Start gibt sie in erster Linie aber sich selbst: «Ich war so schwach, dass ich auch eine schwache Partnerin hatte, zum Teil geschah dies aus mangelnder Erfahrung mit Menschen, aber auch aus Unwissenheit, was Warenkenntnisse betrifft.»

Die Bürokratie erwies sich nicht als Hindernis, da war sie auch nicht unwissend, hatte sich informiert über das, was sie braucht: Gewerbeschein, Apothekerschein, Milchschein, Gesundheitzeugnis. «Alles kein Problem», erzählt sie. «Der Milchschein entfiel bei mir, weil ich ja schon in einem Bioladen gearbeitet hatte. Normalerweise muss man Prüfungen machen, aber die Scheine vererben sich auch. Das ist wirklich nicht schlecht. Die bürokratischen Anforderungen lassen sich leicht erfüllen.» Leichter jedenfalls, als sich einen Überziehungskredit zu sichern. Diese bittere Erfahrung musste Renate Brücher machen. Die Anfangsinvestition hatte sie von ihrem Erbe gemacht: 28000 Mark für die übernommene Ware, nochmals 28000 für den Laden und was sonst noch alles dazukam. Als das finanziert war, eröffnete sie das «Vier-Jahreszeiten»-Geschäftskonto mit einem Startkapital von 5000 Mark, die letzte Transaktion, die sie von ihrem Privatvermögen in den Laden vornehmen wollte. Das andere war fest angelegt – bei einer anderen Bank. Die neue Bank jedoch hatte ihr nicht nur den Überziehungskredit verweigert, sondern Abbuchungsaufträge von ihren Geschäftspartnern zurückgeholt, sobald mal das Konto nicht gedeckt war. Dafür musste sie dann noch zwanzig Mark Gebühren zahlen.

«Das hat mich schlaflos gemacht», sagt sie. «Die Leute dachten, der Laden ist pleite. Die Bank wollte mich auf diese Art erpressen, wollte, dass ich mein anderes Kapital zu ihnen transferiere. Aber ich wollte mir selber Grenzen setzen. Das hat die Bank nicht mitgemacht, im nachhinein finde ich das auch ganz gut so. Vielleicht hätte ich dann doch Schulden gemacht. So habe ich mich wirklich zusammengerissen, um mit den 5000 Mark auszukommen. Aber trotzdem: dass sie mir nicht mal ein ‹Kreditchen› von 3000 Mark geben wollten, ist schon absurd. Sie waren total misstrauisch aufgrund meiner Person, so sehe ich das heute. Ich war schwach, wirklich. Sie kamen nicht einmal in den Laden, um das Warenlager anzuschauen. Allein dafür hätten sie mir einen Kredit von 20000 Mark einräumen können, hätten eine Sicherheit gehabt. Doch die haben nur gesagt: Was nützen uns Ihre Bilanzen? Was nützt uns Ihr Warenlager? Und einmal sogar: Was nützen uns Ihre schönen Augen? Heute würde ich das alles nicht mehr so bewerten. Ich käme hin und bekäme auch den Kredit, da bin ich sicher. Aber ich war halt wirklich in einer totalen Schwächephase.»

Heute strahlt sie Vitalität und Lebensfreude aus, ist umgeben von Menschen, denen sie vertrauen kann: «Wir sind inzwischen so ein Team, dass wir es wirklich gemeinsam machen. Mein Name steht lediglich auf der Ládentür. Das ist schon toll ...» Und auf den Rechnungen, den Konten, den Lieferscheinen auch für die Buchhaltung ist sie verantwortlich.

An die Rentabilität zu denken, hat sie in dem Moment gelernt, als sie sich sagte: Jetzt darfst du kein Geld mehr verlieren. «Die ersten eineinhalb Jahre habe ich immer nur reingesteckt, der Laden hat einfach nichts abgeworfen. Solange, bis der Kleine in den Kindergarten gekommen ist.» Sie hätte auch Geld einsparen können, wenn sie die

Stundenlöhne ihrer Mitarbeiter nicht von fünf Mark auf neun Mark erhöht hätte. Aber eine Rückstufung kam für sie nicht in Frage. Langsam, aber schmerzlich begriff sie auch, warum der Vorgänger den Laden verkauft hat: eben weil er nichts mehr abgeworfen hatte. Die Bioladen-Hochkonjunktur Mitte der siebziger Jahre war abgeklungen, und die Läden waren in Misskredit geraten, als eine entsprechende Studie, die im *Spiegel* veröffentlicht wurde, nachwies, dass nicht immer biologisch reine Ware verkauft wird. Durch die schwarzen Schafe unter den Bioladenbesitzern wurde das ganze Gewerbe getroffen; diese Studie wirkte sich nachhaltig umsatzhemmend aus. «Für den Mann hat es sich dann nicht mehr rentiert», so Renate, «es gab keine Weiterentwicklung mehr für ihn, es ging nur noch zurück.»

Eine Entwicklung, die ihr nicht verborgen geblieben wäre – wenn sie sich dafür interessiert hätte. Aber als sie in dem Laden jobbte, schaute sie nicht hinter die finanziellen Kulissen. Was zählte, war das eigene Wohlbefinden, das sinnliche Vergnügen, von den Dingen umgeben zu sein, die sie liebt und gerne isst. «Alles andere war mir egal», sagt sie. «Ich wollte nur das schöne Naturgefühl haben, das von Naturkost ausgeht.»

Doch eines schönen Junitages ging mehr von der Kost aus als ein schönes Gefühl: Motten. «Anfangs sind mir die Motten in die Haselnüsse gekommen, das heisst, die sind schon dringewesen. Das ist normal, und deshalb wird ja ansonsten alles bestrahlt.»

Naturreine Haselnüsse, das bedeutet, dass die Eier ausschlüpfen, dass sich die Motten im Juni breitmachen, in der Hirse, in den Bohnen, dass sie im Laden herumfliegen. Renate: «Ich muss schauen, wie ich sie wegbekomme, muss alles andere gut verschliessen. Motten sind zwar ein Gütezeichen, aber mach das mal den Kunden klar. Ihnen graust es, wenn es darin wieselt.»

Die Motten des Vorgängers hat sie nie ganz ausrotten können, aber stark dezimieren, durch schnellen Verkauf, durch Ausräumen des Lagers und der Regale, durch ständiges Putzen, Abstauben, Durchzug machen. Renate sieht's inzwischen gelassen: «Ich habe keine Getreidekäfer, keine Mäuse, nur Motten.» Von all dem ahnte sie nichts, weil sie im Winter im Laden gearbeitet hatte, und da flogen keine herum. «Ich habe eigentlich auch nie nachgefragt, habe nur oberflächlich geguckt, verkauft und mein Kind rumgetragen, wollte nur Kommunikation haben – nicht den Laden. Denn ich wollte nie werden wie mein Vater, nie ein Geschäft besitzen, nie Geschäftsfrau werden. Allein dieses Wort – ich würde mich lieber als Arbeiter bezeichnen. Richtiger noch: als Diener.»

Denn darüber hat Renate Brücher bei allem Engagement für Makrobiotik, Zen-Buddhismus und fürs Heilen keine Illusionen: «Diener ist man immer. Ich lerne aber bei den Kunden zu unterscheiden zwischen denen, die mich aussaugen möchten und denen, die wirklich etwas wollen.

Und sie lernt, «nein» zu sagen. «Kam anfangs jemand herein und bemerkte, das sei zu teuer, dann habe ich gedacht: Ja, ich bin zu teuer. Und wenn das Gemüse nicht mehr ganz einwandfrei war, habe ich es gleich verschenkt.»

Jetzt steht sie zu ihren Preisen, weicht nicht ab und auch nicht aus. «Wenn heute einer kommt und sagt, bei der Konkurrenz koste der Apfelsaft aber fünfzehn Pfennige weniger, dann kann ich sagen, dafür ist bei mir der Reis billiger. Es ist ja eine Mischkalkulation, ist doch logisch. Das konnte ich aber vorher nicht formulieren, so unsicher fühlte ich mich.» Eine Unsicherheit, die die Kunden spürten und für sich nutzten. Gerade Bioladenkunden entwickeln da merkwürdige Kaufstrategien. «Die Kunden spielen uns gegenseitig aus», so Renate, «einen Laden gegen den anderen. Obwohl wir Bioladenleute selbst versuchen, Freunde zu sein, ist unwillkürlich Konkurrenz da, ob wir wollen oder nicht, eben wegen der Kunden.»

Überhaupt musste Renate die Erfahrung machen, dass die Kunden so nett nicht immer sind. Sie musste sich auch schon sagen lassen, dass sie so teuer sei, weil sie soviel Geld für ihre zwei Kinder brauche und weil sie verreisen wolle. «Ja, so etwas passiert auch ...», sagt sie.

Renate ist heute selbstbewusster. «Ich bin Geschäftsfrau, ob ich nun will oder nicht. Und es geht ums Geld, darum, keins mehr zu verlieren und an den Lebensmitteln zu verdienen.» Sie verkauft keine Ideologie, sondern Waren, und sie denkt dabei auch ans Geschäft. Eine Haltung, die genauso gesund ist wie die Kost, die sie verkauft.

Mit bewusster Ernährung hatte sie übrigens schon als Kind zu tun gehabt, in ihrem Elternhaus. Als sie dann selbst Kinder hatte, wandelte sie ihre Lebens- und Essgewohnheiten innerhalb von sechs Jahren total um, steuerte in die makrobiotische Richtung.

Was sie vorher intuitiv gemacht hatte, ging sie nun systematisch an; sie las Bücher über Warenkunde, Makrobiotik und vor allem: Sie studierte ihren eigenen Körper, beobachtete die Wirkung der Ernährung an sich selbst. «Eine Art Selbsterfahrung sozusagen, die ich weitergeben kann. Und das kommt immer gut an bei den Kunden.»

Nach der Trennung von der Teilhaberin beschloss sie, einiges zu verändern, um aus der Verlustzone zu kommen. «Der Laden musste umgewandelt, biologisch wieder klar werden, er war schon fast ein Feinkostladen, mit Espressomaschine und so. Zu dieser Erkenntnis habe ich ein Jahr gebraucht, ein Jahr lang bin ich total geschwommen.»

Mit einem befreundeten Architekten entwarf sie Umbaupläne, plante einen Durchbruch, neue Einrichtungen. Aus drei abgeschlossenen Räumen sollten zwei werden. Das war übersichtlicher, überschaubarer, heller. Denn Überschaubarkeit ist unvermeidlich, auch in Bioläden, weil nämlich auch dort einige der netten Kunden sich bedienen, ohne zu bezahlen, was Renate erst nach Monaten merkte, als sie durch Zufall leere Schachteln, fein säuberlich verschlossen, in den Regalen fand. Nicht nur ein zusätzlicher finanzieller Verlust, sondern auch eine menschliche Enttäuschung für sie.

«Das bekam ich erst langsam mit», sagt sie, «alles hat so gut ausgeschaut, war so lebendig, so kommunikativ.»

Nach dem Umbau brauchte sie nicht mehr drei, sondern nur noch zwei Leute. Ein schlechtes Gewissen hatte sie wegen der Arbeitsplatz-Wegrationalisierung nicht. «Kein bisschen», bestätigt sie, «wir haben das immer mehr in den Griff bekommen.» Hätte sie den Umbau nicht gemacht, da ist sie sich heute ziemlich sicher, wären womöglich alle Arbeitsplätze weggewesen – und der Laden.

Ob der Umbau sich gelohnt hat, wird die Zukunft zeigen. Um 1000 Mark mehr Gewinn im Monat zu machen, muss sie 7000 Mark umsetzen. So etwa sieht die Verdienstspanne aus. Die erste Zeit nach dem Reaktorunglück in Tschernobyl brachte nach anfänglicher Agonie eine erhebliche Umsatzsteigerung.

Renate: «Das Ereignis hat uns ganz schön geschleudert hier im Laden. Wir hatten das Gefühl, man nimmt uns alles weg, kauft den Laden leer, erwartet noch Kredit und Rabatt wegen der Grossabnahme, und kommt dann für mindestens ein Jahr nicht wieder. Das machen wir nicht mehr. Für Hamsterkäufe gibt es keine Mengenrabatte mehr und auch keine Kredite. Wir haben uns durchgerungen dazu. Wenn es so bleibt wie in den ersten Monaten, macht sich der Umbau bezahlt.»

Und vielleicht auch ihre Arbeit, für die sie sich nur drei bis vier Mark pro Stunde zubilligt. «Ich kann das halt nur, weil mein Mann mir für meine Kinder die Kosten bezahlt», sagt sie. «Ich weiss, dass ich mir meine Arbeit gekauft habe. Das ist mir klar, ein Luxus, den ich noch bezahlen muss. Ich habe ungeheuer viel dazugelernt, weiss, wie es geht. Jetzt könnte ich einen solchen Laden machen, jetzt habe ich die nötige Erfahrung. Lange habe ich unheimlich auf der Kippe gestanden, habe mich oft gefragt: Bin ich blöde oder nicht? Aber jetzt finde ich es schon gut, was ich gemacht habe.»
Heute weiss Renate, dass sie alles in allem viel zuviel bezahlt hat und meint: «Mit 40000 Mark könnte man gut starten, wenn man das alles kann, was ich bis jetzt gelernt habe.»

Um mehr Geld zu verdienen, würde sie ihre Arbeitszeit nicht erhöhen, auch nicht, wenn es finanzielle Engpässe gäbe: «Mit meinen Kindern zu spielen, ist mir schon wichtiger und auch, ihnen in der Schule Hilfe geben zu können. Ich könnte es nicht verantworten, für die Erfüllung eines materiellen Wunsches mehr zu arbeiten. Und das würde sich auch nicht bezahlt machen.»
Die Kinder akzeptieren, was die Mutter macht, auch wenn sie selbst mit wachsendem Alter den Verlockungen und Einflüssen ihrer Umwelt immer schwerer widerstehen können und Dinge essen, die ihnen die Mutter nicht geben würde. Für sie ist eine Tüte Pommes frites mit Ketchup genauso lecker wie für die Mutter eine japanische Miso-Suppe. Sie teilen nicht die Begeisterung der Mutter für Naturkost, aber vieles schmeckt ihnen auch, und vor allem: Sie spüren die Bedeutung des Ladens für die Mutter. «Wenn ich manchmal davon rede, dass ich verkaufen will, dann erschrecken sie, das wollen sie nicht», erzählt sie.
An Verkauf hat sie in den ersten Jahren der Geschäftskrise gedacht. Wobei «Verkauf» damals gleichzusetzen war mit «Aufgabe». Spricht sie heute davon, dann denkt sie an Veränderung.
Die Bilanz nach dreieinviertel Jahren ist positiv, und ihre eigenen Erfahrungen sind es auch: «Ich habe Mitarbeiter, auf die ich mich hundertprozentig verlassen kann. Der Laden läuft gut. Er würde noch besser laufen, wenn ich selbst etwas herstellen würde, Backwaren zum Beispiel. Aber das will ich nicht», sagt sie, «da muss man viel investieren. Das einzige, was ich vielleicht für die Zukunft anstrebe: eine Teil-Spezialisierung.»
Das klingt ganz nach einer aus Schaden klug – und vernünftig – gewordenen Geschäftsfrau. Doch es steckt auch anderes in ihr, Leidenschaft, Abenteuerlust, Spontaneität und der Wunsch nach Neuem: «Manchmal habe ich Lust, den alten Krempel liegen zu lassen. Keine Motten mehr vom Vorgänger. Dann denke ich, wir könnten unsere Möglichkeiten besser entfalten als in dieser geschlossenen, nichteinzusehenden schmalen Strasse mit den vielen Autos vor der Tür. Nicht weit von hier steht ein Laden leer, der grösser ist, heller, attraktiver und vor allem, der schon von weitem zu sehen ist. Das wäre etwas...»

«Mein Mann betrachtete meine Arbeit als mein Privatvergnügen.»

Heidi Genée, 47, Cutterin und Filmemacherin, zwei Töchter (19 und 21 Jahre), einen Sohn (15 Jahre)

«Es ist einfach grauenhaft. Wen soll das nur interessieren? Nichts als Fehler über Fehler – und dann die unerträglich lange Nachtszene in der Mitte des Films... einfach schrecklich.»
Heidi Genée, Cutterin, Filmregisseurin und Drehbuchautorin, ansonsten ausgeglichen, optimistisch und munter, ist erschüttert über das eben gesehene Filmmaterial. Ihre unbarmherzige, vernichtende Kritik trifft aber nicht etwa einen Kollegen – es ist die reine Selbstkritik. Denn Heidi Genée hat Eigenes gesichtet. Die Verzweiflung darüber ist keine – wie bei vielen Künstlern verbreitete – Koketterie mit der eigenen Unzulänglichkeit. Heidi Genée ist eine Frau, deren kritischer Blick nicht vor der eigenen Arbeit endet.
Hier handelt es sich um ihren dritten Kinospielfilm «Stachel im Fleisch», die Geschichte über das Ende einer Ehe, Szenen, in denen der Mann hilflos bis aggressiv versucht, seine zur Scheidung entschlossene Frau umzustimmen. Die übrigen Familienmitglieder rebellieren auf ihre Weise, nur der kleine Sohn geht fast daran kaputt.
Auch ihre Spielfilme «1 + 1 = 3» und «Kraftprobe» haben das Thema Familie zum Inhalt, ebenso ihr Fernsehfilm «Mir reicht's – und wie geht's Dir?» Auf unterschiedlichste Weise werden Befreiungsversuche von Frauen mit Kindern gezeigt, die Suche nach neuen Lebensformen – unsentimental, realistisch, zum Lachen und Weinen. Da liegen Komik und Tragik, Euphorie und Niedergeschlagenheit dicht beieinander. Doch Sieger bleiben Optimismus und Zuversicht.
Bestehende Ähnlichkeiten mit lebenden Personen sind alles andere als zufällig. Die Filmheldinnen tragen autobiographische Züge der Filmemacherin, leben in ähnlichen Verhältnissen wie Heidi Genée, die sich von ihrem Mann getrennt hat. Und das mit drei Kindern.
Heidi Genée ist «Alleinerziehende». Denn der Vater fühlt sich nicht zuständig für die Betreuung der Kinder. «Sicher, er macht Geschenke, telefoniert mit seinen Kindern hin und wieder, fragt, wie es ihnen geht. Doch Anteil an ihrem Leben, an ihren Entscheidungen, an ihren Freuden, Nöten hat er nicht. Die Besuche beschränken sich auf die Dauer einer viertel bis halben Stunde. Für Kristin hatte er immer 15 Minuten, für Daniel zehn und für Ina fünf», sagt die Mutter. «In der Reihenfolge ...» Seine Erwartungshaltung, dass die Kinder sich bei ihm melden, sich an ihn wenden, sieht er enttäuscht. Heidi: «Eine solche Haltung ist falsch. Eltern müssen auf ihre Kinder zukommen. Das geht nicht anders. Das weiss ich aus Erfahrung.»

Sie hat ihr Leben so organisiert, dass es auch ohne Vater geht. Ganz so wie die Katarina in «1 + 1 = 3», Heidi Genées erstem grossen Filmerfolg, für den sie den Ernst-Lubitsch-Preis 1980 bekam und mit den 1980er Bundesfilmpreisen in Gold und Silber zuzüglich 300000 Mark Prämie ausgezeichnet wurde, ausserdem mit dem Grossen Preis der Internationalen Filmfestspiele in Montreal 1979.
Doch Heidi Genée ist nicht auf Preise aus, sondern aufs Kinopublikum. Sie freut sich, wenn ihre Filme und die darin vermittelten Inhalte und Botschaften «ankommen», wenn sie einen Nerv trifft, der Lachen und Nachdenken auslöst, Alternativen zeigt und Mut macht.
Wie man so etwas macht, hat sie jahrelang von der Pike auf gelernt, gesehen. Oder auch: Wie man es nicht macht. Denn zwanzig Jahre lang war Heidi Genée Cutterin bei so geachteten und prominenten Regisseuren wie Peter Lilienthal, Ulrich und Peter Schamoni, Bernd Sinkel, Alexander Kluge und Hark Bohm. Cutterin ist die Frau, die aus einem Wust von abgedrehtem Material – bei der «Blechtrommel» zum Beispiel war es das Zwanzigfache der benötigten Filmlänge, normal ist die siebenfache Menge – in Zusammenarbeit mit dem Regisseur den Film zusammenfügt, ihn schneidet. Sie sorgt für spannende und logische Abläufe, die einen Film überhaupt erst ansehenswert machen.
Rückblickend sagt Heidi Genée über diese Arbeit: «Das ist so eine Art Krankenschwester-Beruf. Wenn Regisseure einen Film abgedreht haben, taumeln sie in den Schneideraum und sa-

gen: ‹Ich kann mich nur noch umbringen. Ich habe einen solchen Scheiss gedreht. Es ist alles furchtbar ...›
Man muss sie dann langsam psychisch wieder aufbauen, damit sie überhaupt eine Meinung zu ihrem Film bekommen.»
Heidi Genée ist in der glücklichen Lage, in einer solchen Schaffenskrise sich selbst bei der Hand nehmen zu können und sich aus diesem Tief herauszuführen. Wenn's brenzlig wird, schlüpft sie aus der Rolle der Filmemacherin zurück in die der Cutterin und schneidet die schwierigen Abläufe einfach selbst.
Sie jammert nicht, sondern handelt, egal, wie sehr die Umstände dagegen sprechen. Das mag vielleicht mit Heidis Kindheit zusammenhängen, die nach eigener Erinnerung ausgesprochen glücklich verlief, obwohl ihre Mutter sie unehelich zur Welt gebracht hat, und obwohl die Zeiten damals schlecht wurden und kein Mann im Haus war. Die Mutter war nicht etwa von ihm im Stich gelassen worden, sondern sie hatte sich selbst von dem Vater ihrer Tochter entfernt.
Heute, da viele Töchter mit ihren Müttern in Büchern und Filmen öffentlich abrechnen, bekennt sich Heidi Genée uneingeschränkt zur Mutter: «Ich hatte immer das Gefühl, dass sie mich haben wollte, habe heute noch ein fabelhaftes Verhältnis zu ihr. Als ich aus dem Haus ging, hat sie mir erst Jahre später gesagt, wie einsam sie war. Aber sie hat mich nie damit bedrängt, dass ich das einzige sei, was sie habe.»
Die Mutter akzeptierte auch, dass Heidi mit 16 Jahren die Schule verliess, zwei Jahre vor dem von ihrer sonstigen Umwelt erwarteten Abitur. Schon damals interessierte sich das Mädchen mehr fürs Kino als fürs Schulwissen. In der Jugendfilmproduktion ihres leiblichen Vaters volontierte sie. In dieser kleinen Berliner Firma war sie Mädchen für alles – und sie war es gern. Sie lernte Script, Schneiden, Filme vorführen, Kosten abrechnen. Und nach lehrreichen Jahren wusste sie, wo's langgeht, beziehungsweise wo ihre Neigungen liegen: beim Schneiden. Mit 18 Jahren ging sie von Berlin nach München, stellte sich auf eigene Füsse, assistierte, sah zu, packte an.
Heidi: «Als ich 20 war, habe ich meinen ersten Film selbst geschnitten. Es war einer mit Barbara Valentin, kein Porno, aber ein ziemlich blödes Ding. Doch auf den Inhalt kam's mir nicht an. Ich wollte mir beweisen, dass ich das kann.» Als der Beweis erbracht war, hatte sie genügend Selbstvertrauen, um als freischaffende Regieassistentin und Cutterin zu arbeiten. Schon damals konnte sie von ihrer Arbeit leben. Allerdings hat sie immer ihre Lebensumstände den jeweiligen wirtschaftlichen angepasst.
Und dann trat schon bald ein Mann in ihr Leben, ein Produktionsleiter beim Film, der sie nicht etwa «gross herausbringen», sondern sie für sich daheim als Ehefrau haben wollte, nicht als Geschäftspartnerin. Die beiden heirateten, und es kamen Kinder. Doch trotz ihrer drei Kinder arbeitete Heidi Genée all die Ehejahre hindurch als freie Cutterin weiter. «Das Problem war, dass es keine Verwandte gab, die man für die Kinderbetreuung hätte hinzuziehen können. Die ersten fünf Jahre wohnte ein Kindermädchen bei uns, auch wenn ich nicht gearbeitet habe. Als Daniel auf die Welt kam, versorgte eine Frau, die einen Sohn in Daniels

Die Cutterin und Filmmacherin Heidi Genée (47).

Alter hatte, die Kinder. Es war eine wahnsinnig teure Angelegenheit. Die Hälfte des Geldes, das ich verdient habe, ist dafür draufgegangen.»
So kostspielig und nervig das auch manchmal war – denn natürlich hatte die arbeitende Mutter ihren Kindern gegenüber ein schlechtes Gewissen wie fast alle anderen Mütter in ähnlicher Situation: Der Filmemacherin blieben die Schwierigkeiten erspart, die andere Frauen eines Tages haben, wenn sie im Falle einer Trennung oder Scheidung wieder zurück in ihren Beruf wollen. Heidi war nie draussen gewesen.
Wenn man sie heute über diese Zeit der Zerrüttung reden hört, wie sie mit leicht-lockeren Sätzen die dunkelsten Stunden ihrer Ehe beschreibt, könnte man meinen, dass das alles kein Problem für sie war: «Nach zehn Jahren Ehe bin ich aus einem Dornröschenschlaf erwacht», sagt sie. «Ich habe meinen Mann gefragt: ‹Machste nun mit oder nich?› Als er nein sagte, habe ich geantwortet: ‹Dann mach' ich eben allein weiter.›» Dieser Dialog könnte einem Genée-Film entstammen, frei nach dem Motto: Lieber gar keinen Mann als den falschen.

Aber es war ein langer, oft schmerzlicher Prozess, bis Heidi Genée erkennen musste, dass ihr Mann der falsche für sie war. Für diese Erkenntnis brauchte sie Jahre. Anfangs lief alles in geordneten Bahnen. Der Mann betrachtete sich als Familienvorstand, ging arbeiten, die Frau war in erster Linie Mutter, Haus- und Ehefrau. Cutterin war sie nur nebenbei. So sah es jedenfalls ihr Mann, obwohl beide gleichermassen zum Lebensunterhalt beitrugen.
«Mein Mann betrachtete meine Filmarbeit als mein Privatvergnügen», sagt sie. «Er hat die Solaris-Film-Produktion gegründet und war stolz auf das, was ich leistete, stolz darauf, eine erfolgreiche Cutterin zur Frau zu haben. Aber alles andere durfte darunter nicht leiden. An den Wochenenden erledigte ich die liegengebliebene Arbeit daheim, kümmerte mich intensiv um die Kinder. Und Peter schlief lange, weil er anstrengende Arbeitstage hinter sich hatte.»
Da ging die durch Kinder, Küche, Kino dreifach belastete Frau auf leisen Sohlen durchs Haus, ihre Kinder zur absoluten Geräuschlosigkeit ermahnend mit den geflüsterten Worten: «Pssst, Papi schläft, er hat soviel gearbeitet.»
Eines Tages erkannte sie wohl selbst das Absurde dieser Situation: «Ich habe sieben Tage rund um die Uhr gearbeitet, entweder im Schneideraum oder zu Hause, aber er war der Berufstätige ... Und jahrelang hatte ich auch noch gedacht: Der Mann hat recht. Ich wollte schon aufhören zu arbeiten. Aber dann dachte ich: Wozu hast du denn einen Partner? Ich suchte nach einer Lösung und hatte sie gefunden – dachte ich.Ich wollte nur tun, was mir Spass macht, und wollte das, was mir nicht soviel Spass macht, mit ihm teilen.»
Ein Vorschlag, der nicht nur auf Unverständnis, sondern auf Ablehnung stiess. «Er hat sich ausgeklinkt», sagt die Ehefrau, «wollte das nicht machen.»
Und so geriet diese Verbindung langsam aber sicher in die Krise. Dann kam noch hinzu, dass Peter Genée keine Beschäftigung hatte. Heidi: «Ein Jahr lang war er nur zu Hause, eigentlich etwas völlig Normales in seinem Beruf. Und dann wurde er depressiv, wollte sich von mir nicht ernähren lassen. ‹Ich bin der Familienvater, ich bin ver-

antwortlich. Ich müsste im Büro sitzen und das Geld verdienen, nicht du im Schneideraum.› Das war sein Trauma. Er hat sich nicht daran freuen können, dass ich ihm das gerne abnahm. Er war vollkommen verbittert.»

Die Verbitterung verstärkte sich, als Heidi Genée davon redete, selbst einen Film zu machen. Für ihren Mann war das wohl eine Art von Grössenwahn – von der Cutterin zur Filmemacherin –, das konnte doch wohl nicht wahr sein. Aber für Heidi war das nur folgerichtig: «Vage war das schon immer mein Wunsch gewesen. Je mehr man etwas kann, desto weniger Spass hat man dran. Dann bekommt man Lust, das, was man als Material bearbeitet, selbst herzustellen. Und ich hatte in den zwanzig Jahren als Cutterin so unendlich viel gesehen, was man nicht machen sollte, dass ich eigentlich aus den Fehlern der anderen viel gelernt habe.»

Der Mann ignorierte fortan alles, was mit den Filmplänen seiner Frau zusammenhing. «Er hat sich überhaupt nicht mehr dafür interessiert, hörte nicht mehr zu, wollte nichts wissen von meinem Vorhaben, ‹Grete Minde› von Theodor Fontane zu verfilmen. Ich habe ihm dann morgens die ersten fertigen Seiten meines Drehbuchs behutsam neben die Kaffeetasse geschoben, in der Hoffnung, dass er anfängt zu lesen», erzählt Heidi Genée. Aber nichts geschah. Sie blieb allein mit ihrer Unsicherheit und dem Bedürfnis, über diese Arbeit zu reden. Sie war tief verletzt über die Nichtansprechbarkeit des Partners. Denn für sie war es immer selbstverständlich gewesen, an seiner Arbeit teilzuhaben, alles darüber zu erfahren, mitzudenken. Später einmal erklärte er ihr, warum er so abweisend gewesen war. Er hatte Angst, dass ihm das Drehbuch nicht gefallen würde und er ihr das dann auch hätte sagen müssen. Eine Rücksichtnahme, auf die Heidi gern verzichtet hätte.

Schliesslich gab es an dieser Ehe nichts mehr zu retten. Die Scheidung wurde 1975 eingereicht, die Mutter zog mit den Kindern in eine Dreizimmerwohnung – nicht viel Platz für eine vierköpfige Familie. Arbeiten konnte Heidi erst, wenn die Kinder im Bett waren, nach neun Uhr abends also. Unter diesen beengten Bedingungen entstand das Drehbuch zu «Grete Minde» und dann der Film – eine gute Ablenkung für Heidi. Aber nicht für die Kinogänger. Der Film kam weder bei der Kritik noch beim Publikum an.

«Man macht doch Filme in der Hoffnung, dass sie vielen gefallen. Es ist ein viel schöneres Gefühl, wenn sich Leute den Film angucken, als wenn ihn niemand sehen will ...», so Heidi Genée, die sehr enttäuscht war. Doch der Publikumseinbruch war nicht das Schlimmste, viel härter traf sie das finanzielle Fiasko. Denn Heidi Genée hatte alles auf eine Karte gesetzt. Sie hatte nicht nur das Drehbuch geschrieben und Regie gemacht, sondern war auch noch als Coproduzentin eingestiegen. Dies bedeutet, dass sie zur Hälfte am Gewinn, aber auch an den Kosten des Projekts beteiligt ist. Mit den Dreharbeiten ging's los: acht Tage ununterbrochen Regen, das hiess, acht Tage Drehausfall bei weiterlaufenden Kosten. Ihre Regiegage konnte sie vergessen und noch vieles mehr. Heidi: «Das war eine böse Zeit. Persönlich hat mich das unheimlich niedergedrückt, hat mich wahnsinnig runtergezogen. Ich habe überlegt, wo ich am billigsten einkaufen kann, bei Penny oder Aldi. Ich sah überhaupt keine Perspektive mehr, wusste nicht, was ich machen sollte. Natürlich hatte ich auch tiefe Zweifel an meiner Arbeit.»

Zweifel, die ihr dann genommen wurden: Heidi bekam für «Grete Minde» 300000 Mark Prämie und das Prädikat «besonders wertvoll». «Das war natürlich toll, aber das stellt man irgendwie zur Seite, das Negative geht durch den Bauch.»

Jedenfalls bekam sie dadurch genug Zuversicht und den finanziellen Grundstock, um ihren zweiten Film, jenen vielzitierten Publikumsrenner «1 + 1 = 3» machen zu können.

Rückschläge kann die Filmemacherin inzwischen gelassener wegstecken, zum Beispiel, dass sie für ihren Kinofilm «Flucht nach vorn» keinen Filmverleih gefunden hat. Drei hatten abgesagt. «Ich hätte mich selbst weiter drum kümmern können», sagt Heidi, «rumreisen, Geld investieren, Verleiher ansprechen. Aber dazu hatte ich keinen Nerv. Eigentlich habe ich schon am ersten Drehtag gemerkt, dass es nicht so läuft. Vielleicht ist das Drehbuch nicht so gelungen, wie wir dachten, ich weiss nicht. Es war zu der Zeit, 1983, als es wirklich bergab ging mit den Verleihen. Inzwischen kenne ich mehr Filme, die von Verleihen abgelehnt als welche, die angenommen wurden.»

Konsequenz dieser Entwicklung: Heidi Genée macht Filme fürs Fernsehen, «Wochenendgeschichten», Liebes- und Lebensgeschichten unserer Zeit, wie zum Beispiel die schon erwähnte «Mir reicht's – und wie geht's dir?», eine Geschichte, die symptomatisch ist für Frauen um die Vierzig: Sie trennt sich von ihrem Mann, verliebt sich in einen anderen, jüngeren, stellt automatisch Besitzansprüche an ihn, vor denen der freiheitsliebende Mann zurückschreckt.

Heidi: «Es gibt da unheimlich viele Beispiele aus meinem Bekanntenkreis. Mir ging's auch ähnlich. Erst ist man froh, dass der Druck, den man nicht haben wollte, vorbei ist. Und wenn er vorbei ist, kommt eine wahnsinnige Leere, ein seltsames Gefühl. Viele flüchten in neue Beziehungen, nicht weil sie einen Mann fürs Bett brauchen, sondern weil sie unbewusst das weitergeben, was sie selbst erfahren haben, ohne nachzudenken. Das Problem selbst habe ich nicht, aber ich kenne das auch gut: die gespielte Fröhlichkeit, Wutausbrüche...»

Das Leben ist jetzt sehr viel einfacher geworden für Heidi Genée. Sie ist wieder einmal – wie alle fünf Jahre – umgezogen in ein Haus mit Garten am Stadtrand. Tochter Ina, 21, lebt nicht mehr daheim, Kristin, 19, «vollkommen selbständig», so die Mutter, macht ihr Praktikum, geht ansonsten auf die Fachoberschule, sozialer Zweig, engagiert sich für ihren Beruf, macht der Mutter meist nur Freude. Sohn Daniel, 15, als einziger noch «pflegebedürftig», ist ihr längst über den Kopf gewachsen. Erstmals hat Heidi Genée ein eigenes grosses Zimmer. «Zuerst hockten die Kinder immer hier herum», erzählt sie, «sie haben das nicht akzeptiert, es gab richtige Kämpfe.»

Inzwischen verläuft sich alles im Haus, die Kinder können eigene Freunde mitbringen, «man geht sich nicht ständig auf den Wecker», so Heidi.

Ihre neuesten Filme spiegeln nicht mehr die eigene Gefühlslage, die eigene Lebenssituation wider. «Der goldene Käfig» zum Beispiel schildert die Geschichte eines an Magersucht leidenden Menschen. «Es ist nicht nur das Problem eines Mädchens, sondern das einer ganzen Familie, ein gruppendynamischer Prozess.» Und «Die Reise nach Deutschland» ist nicht mal mehr eine Familiengeschichte, sondern die eines Jungen aus der BRD, der sich in ein Mädchen aus der DDR verliebt, eine Liebesgeschichte, die am Kontaktsperregesetz zu scheitern droht.

Heidi: «Bei den vorherigen Arbeiten war ich immer doch noch sehr nah dran. Bei ‹Mir reicht's – und wie geht's dir› beispielsweise, bei den Szenen mit dem Ex-Mann, da floss es mir nur so aus der Feder, die Wehleidigkeit des Mannes, der sich nun mit Kantinenfrass begnügen muss, wo die Frau doch immer so schön gekocht hat... Aber auf Dauer ist das nichts, nur immer um sich selbst kreisen, in den eigenen Geschichten rumwühlen. Das reicht jetzt.»

Nachdem wir Ihnen in einer unserer letzten Ausgaben bereits die Unterschiede zwischen den diversen Konten erklärt haben, wollen wir heute Hinweise geben, wie man sein Geld sicher anlegen kann.

Wohin mit dem Sparbatzen?

Wenn man bedenkt, dass ein Vermögen, das mit 5% angelegt ist, sich in 15 Jahren verdoppelt, dann lohnt es sich bestimmt, sein Erspartes nicht einfach brachliegen zu lassen.
Lassen Sie sich dabei nicht von der Vielfalt an Geldanlagen abschrecken! Gehen Sie systematisch vor: Bei jeder Bank findet sich ein Anlageberater. Er beherrscht aber nur ein spezielles Gebiet und wird Sie deshalb weiterweisen, wenn er annehmen müsste, für Ihren Fall nicht zuständig zu sein, oder wenn Sie selbst nach genauer Abklärung noch weitere Angebote prüfen wollen.
Damit Sie nicht völlig verloren und unwissend vor einem Schalterbeamten stehen, geben wir Ihnen bereits einige Erklärungen mit auf den Weg.
Zunächst: Solange Ihnen noch die nötige Erfahrung fehlt, lassen Sie sich besser nicht in Spekulationen ein. Es mag zufällig geschickt sein, jetzt Dollars oder D-Mark zu kaufen, weil sie billig zu erwerben sind. Natürlich ist anzunehmen, dass beide Währungen gelegentlich wieder steigen – und auch wieder fallen –, Gewissheit gibt es deshalb nicht! Ebenso risikoreich ist das Verleihen von Geld gegen hohe Kapitalzinsen. Es gibt Angebote, die den verlockend hohen Zins von 8% versprechen, aber man bedenke, dass man einen Verlust mittragen muss und auf diese Weise sein Geld verliert.
Ein schwerreicher amerikanischer Financier wurde einmal gefragt, wie er es angestellt habe, zu so viel Geld zu kommen. Seine Antwort lautete, man müsse zuerst bereit sein, gewisse Verluste hinzunehmen. Vor einer Geldanlage muss man sich deshalb fragen: Kann ich es mir leisten, Geld zu verlieren – und wie hoch darf die Summe sein?
Das trifft allerdings in erster Linie für die grösseren Geschäfte, beispielsweise für Aktien und Termingeschäfte zu. Da wir aber eher an die kleinen Sparerinnen gedacht haben, die bereits mit Fr. 5000.– bis 10000.– eine Vermögensanlage starten möchten, geben wir hier einige Tips für sichere Geldanlagen.
Wie schon in einer der letzten Ausgaben erwähnt, legt man sein erspartes Geld vorerst auf ein Anlagekonto mit höherem Zins. Anlagekonten sind für Barbezüge limitiert (10000.– Franken), grössere Barbezüge muss man vorzeitig kündigen. Wertschriften dagegen, Obligationen oder Aktien, kann man jederzeit zu beliebig hohen Beträgen erwerben.
So kämen als erstes die

Kassaobligationen

in Betracht. Man kauft sie bei seiner Bank. Man erhält sie schon für Fr. 1000.–, der Zins ist fest und richtet sich nach der Laufzeit: 3 – 5 Jahre = ca. 4½%. 6 – 8 Jahre = ca. 4¾%. Kassaobligationen sind während der Laufzeit nicht verkäuflich und werden auch nicht an der Börse gehandelt.

Obligationen

bieten bereits ein grosses Spektrum an Möglichkeiten. Kauft man Obligationen aus einer Emission (Emission = Ausgabe von Wertpapieren, d.h. wenn eine Firma wie zum Beispiel Swissair, Ciba Geigy usw. Geld braucht), zeichnet man einen Betrag bei seiner Bank und erhält nach Ablauf der Emissionszeit die Obligationen. Der Zins ist fest, die Laufzeiten bewegen sich zwischen 10 und 15 Jahren. Obligationen kann man – im Gegensatz zu den Kassaobligationen – jederzeit an der Börse verkaufen. Man beauftragt mit diesem Geschäft eine Bank und bezahlt dafür eine Kommission.
Obligationen in ausländischer Währung, z.B. Dollar oder D-Mark, versprechen eine höhere Rendite, man trägt aber zugleich das Währungsrisiko mit. Das kann sowohl Gewinn als auch Verlust bedeuten.

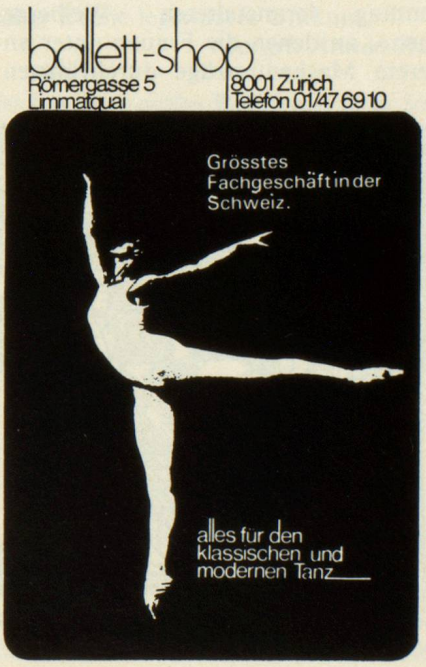
Anlagefonds

sind als Geldanlage für kleinere, aber auch für grössere Beträge interessant und zum Aufbau einer Kapitalanlage sehr geeignet. Was versteht man darunter? Beim Anlagefond hat man Anteil an einem ausgewählten Aktienpaket oder Obligationenpaket (z.B. Fonsa-Aktien CH, Helvetinvest, fest verzinsliche Werte), die gesamthaft von der Bank betreut werden. Man kauft Anteile und ist somit mit kleinerem Risiko am Marktgeschehen beteiligt.

Aktien

Für Aktien bedarf es bereits einiger Erfahrung sowie einer grösseren Risikobereitschaft als bei den vorgenannten Geldanlagen. Beim Kauf sollte man sich auch hier nur an erstklassige Papiere halten, wie Grossbanken, Chemiekonzerne usw. Radio DRS gibt täglich um 14 Uhr kurze Börseninformationen, die man eine Zeitlang aufmerksam verfolgen sollte. Desgleichen empfiehlt sich die Lektüre der Wirtschaftsnachrichten in den grossen Tageszeitungen. Aktienkurse muss man sorgfältig beobachten und dann imstande sein, die richtigen Rückschlüsse daraus zu ziehen und entsprechende Käufe zu tätigen.
Im allgemeinen ist es im heutigen Zeitpunkt vorteilhafter, eher kurzfristige Anlagen zu machen, um bei besseren Zinsangeboten auf dem Markt die alten Papiere verkaufen und neue, besser verzinsliche erwerben zu können. Halten Sie sich auch bitte an den erprobten Grundsatz, zu Anfang nur auf «Nummer sicher» zu gehen. Nur der sehr erfahrene, intuitiv begabte Spekulant kann es sich leisten, einen schwunghaften Handel mit Aktien zu betreiben. Und es gibt keinen, der innerhalb seiner Geschäfte nicht auch Verluste hinnehmen musste, bis hin zum totalen Konkurs. Eine solche Art von Geldanlagen kommt dem Spieltrieb gleich, den man ebensogut im nächsten Spielkasino ausleben kann.

Margrit Thomann



Februar, lat. Februarius mensis, 2. Monat des Jahres seit der Kalenderreform Cäsars 46. v. Chr., mit 28, in Schaltjahren mit 29 Tagen, auch Hornung genannt, ist einerseits ein «Reinigungsmonat», anderseits aber auch die Fasnachtszeit, die dem einzelnen gestattet, gegen traditionelle Verhaltensnormen zu verstossen. Weibergerichte, Frauenvögte und Weiberregimente spielen deshalb um die Fasnachtszeit im Brauchtum eine bedeutende Rolle.

Weibertage, Weiberzechen, Weiberreich

Wie in Gesellschaft und Alltagswelt spielen die Frauen auch in Bräuchen und Brauchtum eine eher untergeordnete Rolle.
Frauen wirken insbesondere als Helferinnen wie Köchinnen, Bäckerinnen, Näherinnen aktiv bei den Vorbereitungen zu den Festivitäten, sind Ehrendamen, Trachtenmädchen und/oder anderes zierendes Beiwerk oder treten als von Männern gespielte Frauengestalten aller Art in Erscheinung.
Oft sind sie, oder waren jedenfalls bis in neueste Zeit, zudem Objekt der moralischen Rüge (zum Beispiel die nicht mehr keusche Braut mit der Strohkrone). Indessen gab und gibt es seit jeher Ausnahmen, meist aufgrund eines historischen Ereignisses, und zwar sogenannte «Weibertage», an denen Frauen das Zepter führten oder führen, wie an dem jedes Jahr in den beiden aargauischen Gemeinden Fahrwangen und Meisterschwanden im Januar durchgeführten «Meitlisonntag».
Als gegen die Männerherrschaft gerichteter Rügebrauch ist in Deutschland die Weiberfasnacht bis ins 14. Jahrhundert historisch nachweisbar. Ihr folgten die entweder am Donnerstag vor der Fasnacht oder am Funkensonntag veranstalteten «Weiberzechen», an denen die Frauen unter anderem Maskenumzüge durchführten, über die Männer ein Weibergericht hielten, Gaben «heischten» und auch erhielten und in Wirtshäusern tagten, zu denen die Männer keinen Zutritt hatten. Auf dem Kölner «Wieverfastelovend» erscheinen die Frauen heute noch in Männerkleidung und verspotteten mit derb anzüglichen Reden die Männer. Und an der in einigen Orten im Elsass an einem bestimmten Tag während der Fasnachtszeit durchgeführten Weiberfasnacht begeben sich die Frauen in die Gasthäuser und rauben den Männern ihre Kopfbedeckung – Zeichen der Männlichkeit –, die diese mit einer Weinbusse zurückkaufen müssen.
In der zur Fasnachtszeit vom «Unüberwindlichen Grossen Rat von Stans» (UGR) regierten «Unüberwindlichen Republik von Stans» schliesslich existierte im 17. Jahrhundert gar ein Weiberreich, in dem die Wünsche und Rechte der Frauen weitgehend verwirklicht waren.

Der «Unüberwindliche Grosse Rat von Stans»

Der stets am Schmutzigen Donnerstag tagende «Unüberwindliche Grosse Rat von Stans» hat seinen Ursprung vermutlich in den Knabenschaften der frühen Eidgenossenschaft. Seit 1597 besitzt diese Narrenzunft, die eine Mischung von Fasnachtsspuk, Schützenbruderschaft und ernsthaft-religiösen Elementen ist, ein eigenes Siegel, auf dem ihr Patron «Gott Bacchus», nackt, weinlaubbekränzt und wohlbeleibt rittlings auf einem Fässchen sitzend, sowie die Umschrift «Sigel volbesofner Purst zu Unterwalden» zu sehen ist.
Dem UGR gehörten und gehören vor allem Amtspersonen, Künstler, Akademiker, Offiziere und Geistliche an, so auch seit dem 17. Jahrhundert die frommen Benediktiner von Engelberg. Für seine Korrespondenz mit dem «Unüberwindlichen Grossen Rat» benutzt der Abt von Engelberg noch heute ein speziell dafür geschaffenes Siegel.
Armada pflegt z. B. Beziehungen zu andern Staaten, und die verschiedensten Chargen reichen vom Reichsschultheissen, Reichskanzler, Reichsschatzmeister, Reichsbannerherr über den Hurenhauptmann, Kummissari, Bischof Nienenopolis bis zum Reichsläufer. Bevor der Reichskongress, in farbenprächtige Amtstrachten gekleidet, zusammentritt und das Ministerium wählt, schwülstig-witzige Reden hält, Geschäfte aller Art behandelt, beginnt der Reichstag am Schmutzigen Donnerstag mit Gedächtnismessen für

Das fasnächtliche Weiberregiment. Nach dem Holzschnitt zu einem Zuger Weibermandat (etwa 1760), das inhaltlich auf den Stanser Weiberbrief zurückgeht.

die Verstorbenen und einem feierlichen Requiem im «Reichsdom».
Den Abschluss der pompös-burlesken Zeremonien bilden üppige Schmausereien und ein Ball.

Das weibliche Parlament

Neben dem männlichen Parlament tagte im 17. Jahrhundert in diesem närrisch-utopischen Reich am Schmutzigen Donnerstag jeweils auch ein weibliches Parlament, dem die Ehefrauen der UGR-Mitglieder angehörten. Ledige Frauen waren von diesem «Weiberreich» ausgeschlossen. Die «Stanser Reichsfrauen» besassen das Stimmrecht, durften wie die Männer Degen und Dolche tragen, die Schultheissin, Säckelmeisterin und Bannerherrin, also ihr Ministerium wählen, ihre eigene Rechnung führen und an Kämpfen und Turnieren teilnehmen. Bei der Aufnahme in den «Frauenstaat», wurden die Mitglieder in den Adelsstand erhoben.
Ein von den Frauen gewählter Frauenvogt – ein wichtiges Amt, dessen Verhöhnung als Injurie bestraft wurde –, fungierte als Verbindung zwischen den beiden Parlamenten, denn auch in diesem «Idealreich» konnten die Frauen ihre Wünsche und Forderungen nur vorbringen. Die definitiven Entscheide trafen die Männer. Anno 1685 verliehen die Frauen zwei Frauenvögten, die ihr Amt besonders zufriedenstellend ausgeübt hatten, den Ritterorden des heiligen Sebastian. Schliesslich waren die Frauen im Grossen Rat auch mit einem eigenen Gericht vertreten.

Vieldeutiges Weiberwappen

Das Resultat eines Fasnachtsscherzes – die beiden Körperschaften lobten und verspotteten sich nach fasnächtlicher Manier gegenseitig – ist der Weiberbrief von 1627, in dem die Rechte der Frauen in einem umfangreichen Text festgehalten sind und der mit einem fasnächtlich-sinnigen, vieldeutigen Weiberwappen geschmückt ist. So werden etwa die auf den in Rot und Weiss geteilten gegengleichen Bannern dargestellten rotweissen, spitz zulaufenden Zwickel mit Kugeln zum einen als heraldisch stilisierte, bis zu den Genitalien reichende weibliche Torsi und die Kugel als Brüste, anderseits als symbolische Darstellung männlicher Genitalien, aber auch als umgekehrte Pantoffeln, Sinnbild für die unermessliche Macht der Frau, interpretiert.
Der Weiberbrief, der mit einer schwülstigen Einleitung beginnt, richtet sich an die «Edlen und Tugentrichen Frauwen» insbesondere an «Frauw Greth von Haderthal, Grossmeisterin zuo Znackfurt, Murr: und Schnurrenberg, Landtgräffin zuo Schnätterwylen und Klapperstein». Da die Frauen nicht nur über die Frauen, sondern auch über die Männer herrschen durften, diese ihnen auch im Hause untertan und gefällig sein mussten, enthält das Dokument unter anderem folgende

Siegel des Weiberregiments – ein Huhn auf dem Hahn.

Bestimmungen: «...derwylen dass die Frauw noch etliche stund lang ein Morgenmücklin thuon wirdt», müsse der Mann «fein gemachsam ein guot feür (Feuer) in den offen machen, holtz und Wasser in die Kuchen tragen, die Stuben auswüschen, ein warm wasser zum händwäschen, darmit die frauw selbige nit erfriere, in das Giessfass gerächen, ihre kleider fein süberlich erflonen, und ussbürsten, und dan ordentlich zur hand zwäg legen ...».
Unbotmässige durften mit Hunger und Durst, Ofengabel, Kunkel, Stecken und anderem bestraft werden.

«... söllen den Frauwen ubergäben sin ...»

Älter als der Weiberbrief ist das Recht der Frauen, «felbare burger» zu bestrafen. In einer richterlichen Vollmacht von 1620 heisst es unter anderem: «... dass dissery beidt H. söllen den Frouwen ubergäben sin, die den mögen mit Inen Handtlen und Procedieren wie Recht Ist».
Neben «Hüenderhändeln», Blamagen, Injurien befasste sich das Frauengericht auch mit Sittlichkeitsdelikten. Anno 1618 etwa verurteilte es einen «Hanns Khasper Krämer Abermallen», weil er «sin Ungehüress Züg Unschamentlich ussen bunden unndt da ohne allen schüchen sin Ungehüress Züg zeigt»; und 1625 bestrafte es einen «Meinradt Zelger, will er mit einer Thochter ein freffel begangen hatt», mit einer Busse von 2 Krone an die «gemeinen burgeren» und einer Krone an die «frauwen». Frauen sollen, soweit bekannt, im Gegensatz zu den Männern nie Brunnenstrafen (in kaltes Wasser werfen) verhängt haben.
Oft überwies das Frauengericht einen Fall dem Männergericht, und umgekehrt übergab das Männergericht einen Fall den Frauen. Wo Wein- oder Geldbussen prozentual zwischen den beiden Gerichten beziehungsweise zwischen Frauen und Männern aufgeteilt wurden, fiel der Anteil für Frauen kleiner aus.

Nur noch Legende

Während sich die letzten Aufzeichnungen über dieses fürwahr nahezu «gleichberechtigte Frauenreich» in den Büchern des UGR um 1686 finden, ist über seine Herkunft und sein Alter wenig bekannt; jedenfalls aber scheint es einiges älter zu sein als die Aufzeichnungen. So ist etwa auf einer Zunftscheibe von Dallenwil (1525) eine fasnächtliche Gerichtsszene dargestellt, bei der zwei Frauen in ihrer Mitte einen Delinquenten zum Schafott führen und einem Zug von Landsknechten vorangehen. Das «Weiberreich» könnte aber auch auf ein historisches Ereignis zurückgehen, und zwar auf einen Kampf der Nidwaldner gegen Luzerner Truppen Anno 1315, bei dem die Frauen wesentlich zum Sieg ihrer Männer über die feindlichen Eindringlinge beigetragen haben sollen, oder seine Wurzeln in einer «Jungfernschaft» des Mittelalters, in alten Frühlingsbräuchen oder dem Matriarchat haben.
Indessen, woher auch immer es kommen mag: Während der «Unüberwindliche Grosse Rat von Stans» die Jahrhunderte und eine Krise zur Zeit der Französichen Revolution überdauert hat, sind die «Stanser Frauenrechte» nur noch ein zumindest auf schweizerischer Ebene legendäres Unikum.

Margrit Annen-Ruf

Der Text des originellen Weiberbriefes ist im Sonderdruck aus Heft 30 der Beiträge zur Geschichte Nidwaldens «Die Frauen im Unüberwindlichen Grossen Rat von Stans» (Hans von Matt) enthalten.

seit 1974
Wirtekurse
neben der Berufsarbeit für Frauen
mit Erfahrung im Gastgewerbe.
Erwachsenenbildung.

Gastgewerbeschule Luzern
Wesemlinstrasse 46, 6006 Luzern
Tel. (041) 36 36 85

Nackte Not leiden muss keine der vier Frauen. Doch ebensowenig kann eine von ihnen sich ihren Lebensabend finanziell nach eigenen Vorstellungen und Wünschen gestalten. Die Barriere heisst: zu niedriges Einkommen, das an keinen Index gebunden ist. Wo liegen die Gründe?

(Noch) kein Sozialfall, aber...

Die Porträts sind im Gespräch entstanden. Der gemeinsame Nenner heisst: der Lebensabend in einer Schweizer Stadt. Alter: zwischen 66 und 80 Jahren, nach einem erfüllten Berufsleben mit Eigenverantwortung. Der Zivilstand: ledig oder geschieden und alleinstehend.

Alle vier sagen von sich, dass sie einer gesellschaftlichen Isolation entgegengehen mit allen ihren bittere Folgen. Dies nicht zuletzt, weil unsere Gesellschaft den Menschen noch immer nach dem materiellen «Haben und Sein» einstuft. Die ungewollte Isolation hat ihre Gründe unter anderem in den angestiegenen Mietpreisen, den Prämienerhöhungen der Krankenkassen, den Steuern und allgemein steigenden Lebenskosten des letzten Jahrzehnts. Ihnen steht auf der Einkommensseite der Betroffenen keine entsprechend ausgleichende Anpassung entgegen. Die über ihre Lebenssituation befragten Rentnerinnen sind langjährige Mieterinnen von Altwohnungen. Ihre persönliche bescheidene Vermögensbildung ist nicht gross genug, um für den Rest ihres Lebens als Zuschuss zur AHV zu genügen.

Rentnerinnen, die sich meist bei ihrer Wohngemeinde Rat holen und in ähnlichen finanziellen Situationen sind, erhalten die Auskunft: «Verbrauchen Sie Ihre Geldreserven bis – je nach Gemeinde – auf 60000 oder 20000 Franken. Dann kommen Sie wieder vorbei, und wir prüfen Ihren Fall.»

Foto ROZ

Ältere Frauen sitzen behaglich auf einer Parkbank in der Sonne. Wie viele von ihnen haben Finanzprobleme?

In den vier Gesprächen kommt zum Ausdruck, wie seelisch bedrückend sich finanzielle Einschränkungen auswirken können. Zum Beispiel: Keine Teilnahme mehr am kulturellen Leben, weder Theater-, noch Kinobesuche, das Sichversagenmüssen kleinerer Reisen oder Einladungen als Gastgeberin, das Wegfallen von Ferien. Bei viel Freizeit bleiben Radio und eventuell Fernsehen und – als einziger Sport, der kein Geld kostet, das Wandern und Spazierengehen. Beides bringt jedoch keine gesellschaftliche Bestätigung, die ebenfalls zur Lebensqualität zählt und während der Berufszeit in hohem Mass vorhanden war.

Ein Gespräch in Zürich

Die erste Gesprächspartnerin treffen wir in Zürich. Sie hat ihr gesamtes Erspartes auf Anraten eines Versicherungsagenten von ihren Sparheften eingelöst und in eine Zusatzrente umgewandelt. Ihre AHV-Rente erhält sie nicht voll ausbezahlt, weil sie als freiberuflich arbeitende Dolmetscherin in früheren Jahren nicht lückenlos einbezahlt hat. Ihr monatliches Einkommen beträgt mit der Zusatzrente etwas über 2000 Franken. Sie ist sich bewusst, dass damit keine Reserve mehr vorhanden und dass zudem ihre Wohnung, mit einem Kostenanteil von 50 Prozent, zu teuer ist. Doch als Städterin, die sich ein Leben auf dem Land nicht vorstellen kann, und das ihr wiederum eine Verteuerung durch die öffentlichen Verkehrsmittel vom Land in die Stadt bringen würde, möchte sie ihren Wohnort nicht wechseln. Sie erspart sich seit Jahren die Tram- und Busspesen in der Stadt, verzichtet auf alle Veranstaltungen und schränkt sich im Essen ein. Das einzige, das sie sich leistet sind Einladungen. Sie lädt ihren Freundeskreis nicht zu einem Essen, sondern zu einer Tasse Kaffee mit Selbstgebackenem ein. Dazu kauft sie sich die Zutaten wie z. B. Mehl und Zukker in Familienpackungen, um möglichst preisgünstig wegzukommen. Ihre ständige Angst, die sie oft nicht schlafen lässt: dass die Miete ansteigt in den kommenden Jahren oder die Krankenkassenprämie. «Dann schaffe ich es nicht mehr, weil ich ja über keine Bargeldreserven mehr verfüge und keine Wertgegenstände besitze, die ich ver-

kaufen könnte», gibt sie zu bedenken. Dass sie in ihre Zusatzrente die letzten Ersparnisse investierte – das war wohl nicht die beste Lösung. Das sieht sie heute ein.

Noch acht Jahre, bis ...

... zum Sozialfall! Mit bitterem Unterton sagt es die zweite Gesprächspartnerin aus Bern. Sie hatte bis zu ihrem Rentenalter – erst als Sekretärin, später in einem andern Unternehmen als Chefsekretärin mit besten Qualifikationen – gearbeitet. Heute bezieht sie die volle AHV-Rente von 1440 Franken mit einer kleinen Zusatzpension der Firma, so dass sie über nicht ganz 2000 Franken Monatseinkommen verfügt. Sie hat sich ausgerechnet, dass ihre Ersparnisse noch genau acht Jahre ausreichen, bis sie Anrecht auf eine eventuelle Zusatzrente erhält. «Ich hoffe nur, dass ich diesen Tag nicht mehr erleben muss. Nie hätte ich mir vorgestellt, dass es einmal soweit kommen würde! In meinem Elternhaus hatten wir zu keiner Zeit finanzielle Engpässe. Wenn ich mich heute nach einer andern Wohnung umsehe, so muss ich für eine 1-Zimmer-Wohnung genau so viel bezahlen, wie für meine 3-Zimmer-Altwohnung, in der ich seit über 30 Jahren lebe. Hier sehe ich für mich keine Verbesserungsmöglichkeit. Was mich am meisten bedrückt: Dass man nach einem erfüllten Berufsleben sich einfach nichts mehr leisten kann, das Freude bereitet. Jetzt bin ich 66 und acht Jahre sind schnell vorbei, selbst, wenn man jeden Fünfer umdrehen muss. Am meisten fürchte ich mich vor einer langen Krankheit oder einer grossen Zahnbehandlung. Da ich nicht besonders gut bei der Krankenkasse versichert bin und die Prämien in den nächsten Jahren bestimmt wieder ansteigen, habe ich Grund genug, mir Sorgen zu machen...»

Kaum wiederzuerkennen

Als ich in Genf die ehemalige Werbetexterin aufsuche, ist sie kaum wiederzuerkennen. Deprimiert, antriebslos, sitzt sie mir gegenüber. Kaum wage ich, ihr Fragen zu stellen. Nur allmählich rundet sich das Bild ab und zeigt das soziale Abgleiten mangels entsprechenden Einkommens. Die Fünfundsiebzigjährige war früher freiberuflich als Texterin tätig und beherrscht vier Sprachen fliessend. Erst mit Vierzig arbeitete sie im festen Monatsgehalt in einer Werbeagentur. Das verminderte ihre AHV-Rente. Als ich sie kennenlernte, war sie eine lebhafte Fünfzigerin, die ihrem Arbeitgeber manches an erfolgreichen Ideen und an druckreifen Texten einbrachte. Er hat es ihr mit einer kleinen Pension gelohnt, die heute, zusammen mit der AHV, für sie ein Einkommen von rund 1700 Franken ergibt. Viel hat sie nie gespart, doch es gab eine kleinere Reserve, die heute allerdings aufgebraucht ist. Sie musste sich empfindlich einschränken. «Ich habe das Sparen lernen müssen, aber seither ist das Leben für mich kaum mehr attraktiv. Ich habe resigniert und warte nur noch auf das ‹Abtreten›.» Eine Zusatzrente? «Sich demütigen lassen von den Beamten? Das kommt für mich nie in Frage!» Und es klingt definitiv.

Der hohe Preis

Der letzte Besuch gilt einer Kollegin in Zürich. Sie übte ihren Beruf als Journalistin bereits vor und auch nach ihrer Scheidung aus. Als Rentnerin erhält sie die volle AHV, nachdem sie regelmässig die AHV-Beiträge einbezahlte und zusätzlich 700 Franken Pension von der Firma, bei der sie fest angestellt war. Damit reiht sie sich gleichfalls in die Kategorie jener, die über 2000 Franken Monatseinkommen haben, ohne in Zukunft einen Teuerungsausgleich zu erhalten. Wie kommt sie zurecht?

«Ich wählte einen Beruf, der mir sehr viel bedeutete, so dass die Altersversorgung für mich erst an zweite Stelle trat. Falsch oder richtig? Man kann wohl in den wenigsten Fällen über seine Arbeit selbst bestimmen und gleichzeitig eine Pension einkassieren wie das Bundespersonal. Zwar brachte mir meine Tätigkeit viele Kontakte, doch fehlte mir die Zeit, sie zu vertiefen. Ich bezahle heute für meine damalige Berufswahl einen hohen Preis, denn ich kann mir keines der Hobbies leisten, die ich mir für den Lebensabend wünschte. Ich muss mich sehr einschränken im Vergleich zur Aktivzeit und auf jeden kleinsten Luxus verzichten. Manchmal lache ich darüber, manchmal fühle ich mich betroffen. Nach Möglichkeit versuche ich, hier oder dort einen Artikel anzubieten. Doch weiss ich, dass mit zunehmendem Alter auch das unterbleiben wird. So rede ich mir ein, dass alles Äusserliche ohnehin nicht so wichtig ist.» Dass eine Journalistin während ihrer Aktivzeit materiell mit viel Begehrenswertem konfrontiert wird, ist selbstverständlich. Sie weiss anderseits auch, dass sie selbst als Alleinstehende nicht auf der Seite der «Reichen und Schönen» zu Hause ist, und es eines Tages viel Kraft braucht, um sich nicht aufzugeben und sich mit dem Wenigen abzufinden, ohne in eine Altersdepression zu verfallen.

Myrtha Völk

Ihr Hotel im Herzen der Stadt Zürich

Nur ein paar Gehminuten von Zürich HB, Universität, ETH, Einkaufs- und Geschäftszentren und See.

Das preiswerte, komfortable Hotel Garni. Alle Zimmer mit Direktwahl-Telefon, Farbfernseher, WC/Dusche oder Bad.

HOTEL RÜTLI Zürich

Zähringerstrasse 43 8001 Zürich
Tel. 01-251 54 26 Telex 816037
Ein zfv-Betrieb

Astrologische Psychologie

Das Horoskop als Diagnose- und Selbsterfahrungsinstrument
Persönliche Beratungen
Kurse, Seminarien, Sommerschulen
Beraterausbildung mit Diplomabschluss
2 Jahrzehnte Lehrererfahrung
Bitte verlangen Sie kostenlose Prospekte.

Astrologisch-Psychologisches Institut (API)
Bruno und Louise Huber
Postfach 87, CH-8134 Adliswil
Tel. (01) 7103776

TOP-FIT
Gut im Strumpf! Gut auf den Beinen!
Stützstrumpfhosen und Stützstrümpfe
In Apotheken und Drogerien erhältlich
IVF
Internationale Verbandstoff-Fabrik Schaffhausen
8212 Neuhausen am Rheinfall, Tel. 053/2 02 51

Wer China versäumt, verschläft die Weltgeschichte, denn nirgends geschieht momentan mehr und Wichtigeres als im alten Reich der Mitte. Zudem kann es auch uns nicht gleichgültig sein, was eine Milliarde Menschen tun und denken. Chinareisen gehören zum Spitzenangebot auf dem Reisemarkt.

China für Fortgeschrittene

Alte Traditionen

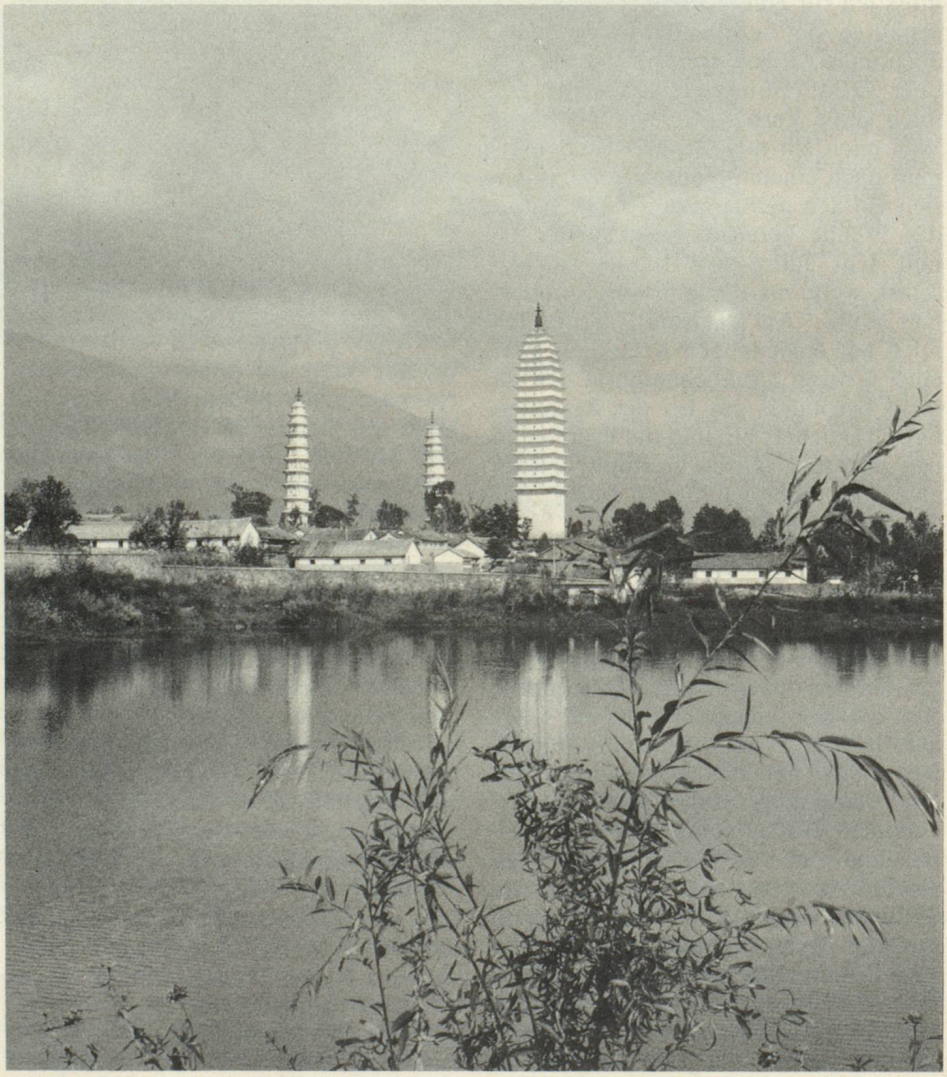
Vorbei die Zeiten, als den Touristen in der Volksrepublik China nur Kindergärten, Fabriken und Kommunen gezeigt wurden.

Heute stehen wieder Tempel, Museen, Pagoden und klassische Gärten auf dem Programm – manchmal fast nur allzu viel Kultur. Weitere Schwierigkeit: Diese Kultur ist für Europäer nicht leicht zu verstehen, denn sie unterscheidet sich grundsätzlich von allem uns Vertrauten. Wer beispielsweise einen Tempel nach den gleichen Kriterien beurteilt, die für eine gotische Kathedrale gültig wären, muss enttäuscht sein. Selten sind die Bauten älter als 200 oder 300 Jahre, die Dächer mit ihren kunstvollen Aufsätzen von Fabeltieren haben mehr Bedeutung als die Fassaden zu den feierlichen Buddhas gesellt sich eine bunte, oft groteske Märchenwelt von Wächterfiguren, Kriegshelden, Wolkenfeen, und Logans, zudem sind die Anlagen überaus weitläufig. Ein chinesischer Tempel ist nämlich kaum je ein Einzelbau, sondern weit eher ein Gesamtkunstwerk. Wer ihn begreifen will, muss auf die Harmonie von Natur und Architektur achten. Wie Trommel- und Glockentürme in die Parklandschaft eingefügt sind. Wie sich bizarre Felsen im Wasser der Teiche spiegeln. Wie die aufgebogenen Dächer dem Schwung der Äste alter Bäume folgen. Wie Drachenmauern und mächtige Torbauten die Berghänge akzentuieren. Die Chinesen selber machen übrigens kaum einen Unterschied zwischen der Betrachtung eines alten Magnolienbaumes, einer Skulptur oder eines Bauwerkes. Für sie ist alles gleichermassen Kultur.

Neue Traditionen

In keinem anderen Entwicklungsland wurden in den letzten Jahren grössere Fortschritte erzielt als in China. Die Slums, die noch vor fünfzig Jahren so schrecklich waren wie die von Kalkutta, sind verschwunden.

Es gibt weder Obdachlose noch Bettler, noch hungernde Kinder. Sicher mögen die Wohnungen in den Städten noch immer recht eng und bescheiden sein, doch einen sicheren und trockenen Platz zum Schlafen hat jeder. Ebenso hat jedermann einen warmen Mantel für die kalten Wintertage, solide Schuhe, ein Fahrrad und vor allem genügend zu essen. Die Warteschlangen vor den staatlichen Lebensmittelgeschäften gehören der Vergangenheit an. Auf den zahlreichen freien Märkten aber ist das Angebot geradezu üppig, denn neben dem üblichen Gemüse und Obst werden nun auch wahre Delikatessen angeboten: Lotoswurzeln, gebratene Enten, parfümierte Pilze, Feingebäck, Crevetten, eingelegte Wasserkastanien und vieles andere. «Auf den Märkten von Kunming sind das ganze Jahr hindurch stets mindestens 22 verschiedene Gemüse zu finden», verkündet die chinesische Reiseleiterin. Sie trägt eine rosageblümte Bluse, eine rosa Strickjacke und einen dunkelblauen Jupe, denn auch die Zeiten der blauen Einheitstracht sind vorbei. Man kleidet sich bunter und individueller denn je. Doch auch anderes deutet auf einen merklich erhöhten Lebensstandard. Auf den Dächern vieler Bauernhäuser stehen Fernsehantennen. Radios, Uhren und Polsterstühle gehören längst zur Normalausstattung der Wohnungen, und auch Motorräder haben keinen Seltenheitswert mehr. Zudem werden auf den Dörfern zahlreiche neue Sport- und Unterhaltungsstätten geschaffen. Die jungen



Fotos: Irma Schlumpf

Die Bai-Minorität im Süden von Yünan hat nicht nur ihre alten Sitten, sondern auch viele Bauwerke bewahrt.

Leute sollen nicht in die Grossstädte abwandern, wird erklärt. Dass man dies weniger durch Zwangsmassnahmen als vielmehr – ähnlich wie die Geburtenkontrolle – durch moralischen Druck erreichen will, ist typisch chinesisch. Auch auf sozialem Gebiet geht das alte Reich der Mitte nach wie vor seine eigenen Wege. Wenn man so will, eine zusätzliche «Sehenswürdigkeit».

Schöne Landschaften

Die Zuckerhutberge von Kweilin sind weltberühmt und deshalb schon fast ein Must. Ihre Besonderheit aber besteht darin, dass es nirgendwo auf der Erde etwas Vergleichbares gibt, schon gar nicht in einer solchen Massierung.

Tausende von steilsten grünen Bergen – von den Chinesen mit Haarnadeln aus Jade verglichen – säumen den Li-Fluss, formieren sich zu vielfach gestaffelten Kulissen und wirken fast unreal. Nicht umsonst glaubt kaum jemand den Malern, die seit Jahrhunderten diese fantastische Landschaft darstellen. Haben sie übertrieben? Bestimmt nicht: Die Zuckerhutberge von Kweilin gibt's wirklich und wahrhaftig. Aber der Li-Fluss ist längst nicht das einzige Naturwunder Chinas. Auch die Schluchten des Jangtse, die Lösslandschaften am Hwangho und die flammenden Berge in der Wüste Gobi verführen die Besucher dazu, einen Film nach dem anderen abzuknipsen. Dies hängt wohl nicht allein damit zusammen, dass diese Landschaften sehr schön und sehr eigenartig sind – es sind auch «heile» Landschaften. Noch zerstören keine Autobahnen das harmonische Bild, noch haben die Dörfer ihren ländlichen Charakter bewahrt, noch fehlen weitgehend die öden Monokulturen. So rollt man während Tagen oder gar während Wochen vorbei an Reisterrassen, durch Bambuswälder und Dschungel, über 5000 Meter hohe Pässe und Hochebenen, auf denen Yak-Herden weiden, vorbei an Zuckerrohr, Fischteichen, Tee, Baumwolle, Maulbeerbäumen, Kamelen, Wasserbüffeln, Kokospalmen und Leechi-Plantagen. Man kann im Grasland der Mongolei in Jurten wohnen, auf dem Kaiserkanal fahren oder im Tibet trekken. Man kann in Yünan die Minoritäten besuchen oder entlang der Seidenstrasse die buddhistischen Höhlentempel besichtigen. Die Möglichkeiten sind so vielfältig wie – mit Ausnahme von Indien – in keinem anderen asiatischen Land. Dies stiftet allerdings auch einige Verwirrung. Statt einer todsicheren Standard-Rundfahrt findet der Reisefan ein Dutzend Vorschläge und muss sich genau beraten lassen. Eines aber sollte auf keiner Chinareise fehlen: eine berühmte Landschaft, zum Beispiel die Jangtse-Schluchten, der heilige Berg Tai-shan oder eben Kweilin.

Die Architektur der chinesischen Städte stellt oft ein Sammelsurium der Stille dar, attraktiver ist das Leben.

Weniger schöne Städte

Eine Stadt wie Florenz, Prag oder Leningrad wird man in der Volksrepublik China vergeblich suchen. Selbst Beijing besitzt keine geschlossene Altstadt.

Immerhin lassen die sogenannten «Kulturstrassen» in Beijing und in Tianjin ahnen, wie es in chinesischen Städten vor hundert Jahren ausgesehen haben mag: buntlackierte zweistöckige Häuser, verziert mit grossen Laternen und kunstvollen Gitterfenstern, im Erdgeschoss Läden – sie verkaufen heute vorwiegend Souvenirs –, darüber die Wohnräume.

Abgesehen von diesen rekonstruierten Kulturstrassen sind chinesische Städte erst auf den zweiten Blick attraktiv. Breitere Strassen werden oft von vier oder sechs Baumreihen gesäumt, allüberall finden Märkte statt, allüberall wird auf den Strassen gekocht, genäht, gewaschen, geschreinert und geschlossert. Nichts einfacher, als chinesisches Haushalten und chinesisches Gewerbe aus erster Hand kennenzulernen. Grossmütter rüsten Gemüse und beaufsichtigen nebenbei die Enkel, Barfussärzte bieten Medikamente an, Pensionisten verkaufen Goldfische mit besonders schönen Flossen, junge Leute, die «auf Arbeit warten», pressen Zukkerrohrsaft, reparieren Schuhe oder fabrizieren Ravioli. Fotografieren wird kaum je übelgenommen, hingegen sollte man es unterlassen, in Hinterhöfe einzudringen oder durch offene Türen zu schauen. Chinesen sind diskret.

Spaziergänge durch Chengdu, Changsa, Kunming, Lanzhou, Hanzhou usw. bieten jedoch noch ganz andere Überraschungen. Wo es niemand vermuten würde, öffnet sich der Eingang zu einem Tempelareal oder zu einem Park, es gibt kleine Kunstausstellungen und Nebengässchen, in denen sich die fliegenden Köche versammeln. Neuerdings wird auch sehr viel Tischtennis und Korbball gespielt, und wer speziell viel Glück hat, findet ein Teehaus mit Märchenerzählern und Musikanten. Als Faustregel für solche Erkundigungstouren mag gelten: Je verwinkelter und enger die Strassen, desto mehr ist los. Ferner lohnt es sich, wenn immer möglich einen chinesischen Reiseleiter mitzunehmen. Er wird beim Tierhändler auf den berühmtesten Singvogel hinweisen, die poetischen Namen der Restaurants übersetzen und auch die Zwergbäumchen-Ausstellung zu finden wissen. So mögen chinesische Städte zwar nicht sonderlich schön sein, dafür wirken sie um so liebenswerter und lebendiger.

Charlotte Peter

Programme

Imholz offeriert – in Zusammenarbeit mit der Züri Woche – fünf vielseitige und preisgünstige Chinareisen, und zwar vom 13. bis 30. April, 25. Mai–11. Juni, 1.–18. Juni, 8.–25. Juni und 8.–21. Juni. Preis 4995 Franken. Programm: Beijing, Xian, Longmen, Nanjing, Shanghai, Guilin, Kunming, Kanton, Hongkong.

Kuoni offeriert neben den klassischen Rundreisen einige Spezialitäten, darunter auch den Tibet und die Mongolei.

Die **Fernost-Reisen** in Zürich, Welchogasse 4, haben sich auf Individualreisen nach China spezialisiert.

Kennen Sie das neue Tierrechtssignet? Es soll inskünftig jene Kosmetika bezeichnen, für deren Verträglichkeitstests keine Tierversuche durchgeführt wurden. Denn eine 1985 durchgeführte Meinungsumfrage hat ergeben, dass rund 90 Prozent der Befragten eine Kosmetik ohne Tierleid möchten.

Tiere leiden für unsere Schönheit

Laut Eidgenössischem Veterinäramt werden in der Schweiz indessen jedes Jahr, rund 20000 Tiere, vor allem Kaninchen und Meerschweinchen, aber auch Hunde und andere Tiere für Kosmetiktests verwendet. Häufigste Unschädlichkeitsprüfungen sind dabei der Test auf akute Toxizität, der sogenannte LD-50 Test (l = lethal oder tödlich, D = Dosis und 50 = 50 Prozent), bei dem einer bestimmten Anzahl von Tieren steigende Dosen einer Substanz zwangsverfüttert werden, bis die Hälfte gestorben ist; ferner Prüfung auf subakute Toxizität; Untersuchungen über die Resorption; der Inhalations- und Sensibilisierungstest (Abklärung über Immunreaktionen und Allergien) sowie der Haut- und Schleimhautverträglichkeitstest oder Draize-Test (benannt nach seinem Erfinder, einem Dr. Draize). Bei letzterem werden zur Bestimmung der Reiz- beziehungsweise Ätzwirkung einer Substanz stark konzentrierte Lösungen in die Augen – besonders schmerzhaft! – oder auf die Haut von Kaninchen geträufelt.

Produkte-Verträglichkeit **tierversuchsfrei** erwiesen

«... tierversuchsfrei erwiesen»

Mit dem vom Bundesamt für Gesundheitswesen zugelassenen und sowohl unter nationalem wie internationalem Schutz stehenden Signet – ein vor einem Herz sitzendes Häschen mit dem Text: «Produkte-Verträglichkeit tierversuchsfrei erwiesen» (beziehungsweise auf französisch: «Compatibilité du produit prouvée sans expérimentation animale») – werden verschiedene Ziele verfolgt.

Primär wird, wie Bernhard Schweizer, Geschäftsführer des Tierrechtssignets und gelernter Drogist, erklärte, Konsumenten und Verkaufspersonal mit dem Signet eine verlässliche Kaufhilfe geboten. Es garantiert, dass Fertigprodukt und Rohstoffe tierversuchsfrei entwickelt wurden, dass der Hersteller keine Tierversuche durchgeführt hat oder die Rohstoffe nachträglich mit Alternativmethoden getestet wurden. Gleichzeitig macht es die Konsumenten auf die Problematik der Tierversuche aufmerksam und verschafft Firmen, welche das Tierrechtssignet verwenden können, Vorteile am Markt (die Nachfrage bestimmt das Angebot).

Nicht zuletzt soll mit dem Signet das Bewusstsein für das Vorhandensein von Alternativmethoden aktiviert werden, das heisst, es sollen Alternativmethoden gefördert und mit den Mitteln der Industrie finanziert werden.

Alternativen ebenso zuverlässig

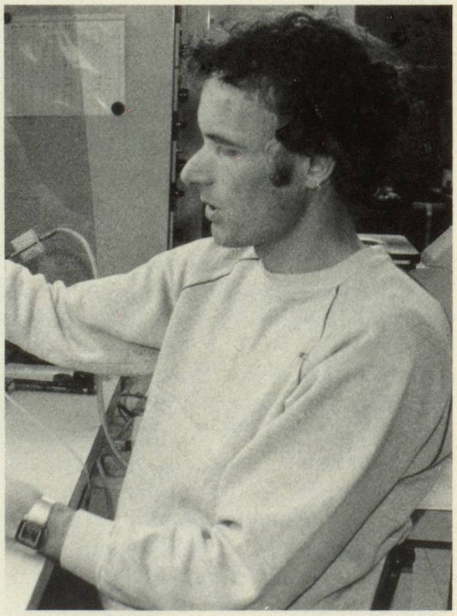
Dr. Christian Reinhardt vom Toxikologischen Institut der ETH Zürich ist der wissenschaftliche Berater des Tierrechtssignets und klärt ab, welche Alternativtests jeweils durchzuführen sind und welche Labors sich dafür eignen. Neben dem Toxikologischen Institut steht die Geschäftsstelle noch mit zwei Labors in Verbindung, die Alternativmethoden anwenden: dem Salem-Institut sowie dem Institut für angewandte Zellkultur, Dr. Lindl, GmbH, beide BRD.

Wie Dr. Lindl ausführte, und auch nach Ansicht anderer namhafter Toxikologen, lässt sich mit Zell- und Gewebekulturen ebensogut arbeiten wie mit Kaninchen und kann mit ihnen eine Reihe von Tests ersetzt werden. Vor allem sind die durch «in vitro»-Methoden gewonnenen Ergebnisse ebenso aussagekräftig wie die im Tierversuch erzielten Resultate. Einzelzellen seien sensitiver, und Zellkulturen reagieren sensibler. Längerfristig, etwa nach einer gewissen Übergangsfrist und bei vermehrter Anwendung, sind Alternativmethoden zudem kostengünstiger als Tierversuche.

Drei Firmen Vertragspartner

Rund 90 Firmen hat die Geschäftsstelle des Tierrechtssignets Offerten zugestellt. Mit sieben Firmen ist sie in Verhandlung, und drei Firmen sind Vertragspartner. Es sind dies Droz-Santé, Delémont, Haarpflege- und Reinigungsmittel; Eva Import A, Sihltalstrasse 80, Langnau am Albis, Heilmittel und Kosmetikprodukte (nur Postversand – ein erster Laden soll demnächst in Lausanne eröffnet werden); und Rentsch und Co., Bern, Naturkosmetik Marke Himalaya, die in Drogerien, Boutiquen, Kosmetiksalons in Bern, Zürich, Basel und vielen andern Orten auf gesamtschweizerischer Ebene zu kaufen sind.

Dem Patronatskomitee, das das Tierrechtssignet finanziell und ideell unterstützt und das noch weiter ausgebaut werden soll, gehören neben verschiedenen Organisationen, wie etwa dem WWF Schweiz und der Vereinigung Ärzte gegen Tierversuche, auch Persönlichkeiten aus verschiedenen Bereichen des öffentlichen Lebens an, darunter auch Frauen wie Amélia Christinat, Nationalrätin, die Schauspielerinnen Stephanie Glaser, Ines Torelli und Liselotte Pulver sowie Prinzessin Catherine Aga Khan.



Dr. Christian Reinhardt, Toxikologisches Institut ETH.

Über tierversuchsfreie Produkte und die vertraglichen Bedingungen, die zur Benützung eines Signets berechtigen, gibt die Geschäftsstelle «Tierrechtssignet», Bahnhofstrasse 2, 2501 Biel, Telefon 032/23 11 11, Auskunft.

Margrit Annen-Ruf

Aus Zeitungen und Zeitschriften

Die neue Frauenbewegung in ihrer Breitenwirkung

Im Rahmen der interdisziplinären Vortragsreihe *«Neue soziale Bewegungen»*, die in diesem Wintersemester als Veranstaltung beider Zürcher Hochschulen durchgeführt wird, war ein Abend der ja keineswegs «jungen» *Frauenbewegung* gewidmet. Beide Referentinnen, die Präsidentin der Eidgenössischen Frauenkommission, *Lili Nabholz*, wie auch die Berner Soziologin *Ursula Streckeisen*, stellten ihre Ausführungen über die Präsenz der Frauen in der heutigen Gesellschaft unter die Stichwörter *«Integration und Segregation»* beziehungsweise *«Einbezug und Ausgrenzung»*, wobei es zum einen um den politischen und sozialen Alltag im allgemeinen, zum andern um den Wissenschaftsbetrieb im besonderen ging.

Über die *Langatmigkeit* der Frauenbewegung, die angesichts der Tatsache, dass Frauen ja keine homogene Gruppe bilden, erstaunen könne, äusserte sich zunächst die Juristin Lili Nabholz. Immer und überall, wo Frauen ihre Interessen und Bedürfnisse artikulierten, sei ihnen bisher in der Geschichte mit den *männlichen Strategien* des *Ignorierens* oder aber *Diffamierens* begegnet worden. Dieses Klima zwinge jede Frauengeneration dazu, ihre Anliegen und ihr Wirken neu zu überdenken. Was die «neue» Frauenbewegung anbelangt, ist sie bekanntlich ein Ausfluss des Aufbruchs der 60er Jahre, gebildet aus der Erfahrung heraus, dass auch die «neue Linke» patriarchalische Strukturen und Verhaltensmuster fortschreibt. Ihre Ziele waren aber – im Gegensatz zu jenen der *traditionellen* Frauenrechtsbewegung – nie ausschliesslich gesetzlich-formaler Natur, vielmehr stand die Selbstbestimmung über den eigenen Lebenszusammenhang stets im Vordergrund.

Nicht nur hat die neue Frauenbewegung bereits verschiedene ideologische Phasen durchlaufen – vom *Antikapitalismus* bis zum *Radikalfeminismus* –, sie ist auch charakterisiert durch ein Nebeneinander einer *Vielzahl von Ausrichtungen*. Gerade das dürfe aber nicht Anlass für die hämische Unterstellung der Uneinigkeit der Frauen sein, sondern sei vielmehr Zeichen einer autonomen Bewegung, die sich im übrigen stets jeglicher Institutionalisierung erfolgreich entzogen habe und gerade deshalb unverminderte Lebendigkeit an den Tag lege. Trotz einem gewissen Segregationismus und der Pflege frauenspezifischer Aktivitäten sei die feministische Bewegung jedoch nicht isoliert, sondern finde sich immer wieder im Zeichen gemeinsamer Anliegen mit traditionellen Organisationen zusammen.

Nicht anders als die traditionelle vermeide auch die neue Frauenbewegung die Auseinandersetzung mit dem *Thema der Macht*, gelte doch diese als primär *männlich*. Diese Haltung der Nichteinmischung habe zur Folge, dass die Stabilität der gesellschaftlichen Machtverhältnisse von den Frauen häufig verkannt oder aus dem Bewusstsein verdrängt werde. Die zunehmende *Universalisierung weiblicher Werte*, wie sie heute beobachtet werden kann, berge zwar die Gefahr, dass Männer statt einer Aufwertung der Frau eine Usurpation «weicher» Eigenschaften für sich selber vornähmen, biete gleichzeitig aber eine Chance für die Schaffung eines frauenfreundlicheren gesellschaftlichen Klimas.

Dass heute 35 Prozent der Studierenden an schweizerischen Hochschulen Frauen sind (1950 waren es erst 13 Prozent), ist gemäss den Ausführungen von *Ursula Streckeisen* nicht nur der Befriedigung der weiblichen Forderung nach besserer Bildung zuzuschreiben, sondern ebensosehr den Bestrebungen um die Ausschöpfung von Bildungsreserven. Die Laufbahn der Frau *innerhalb der Universität* belegt aber neue Ausschlussstrategien. Sind fast 50 Prozent der Maturanden weiblich, so sind es nur noch 20 Prozent der Studienabsolventen, und bei den Assistenten liegt der Frauenanteil bei 18 Prozent. Nur in äusserst seltenen Fällen schaffen Frauen den Sprung vom Mittelbau in den Dozentenstand; an den Schweizer Hochschulen sind bisher ganze 2,3 Prozent desselben weiblich.

Wie wenig selbstverständlich auch den erfolgreichen Frauen ihre Laufbahn ist, zeigt eine deutsche Umfrage, wonach Forscherinnen nicht nur ihre Karriere nicht geplant haben, sondern über den erreichten Status vielmehr staunen. Innerhalb der Hochschule müssten Frauen ihr Verhalten stets neu erproben, hätten sie doch *widersprüchlichen Anforderungen* zu genügen und gleichzeitig ihre fachliche Kompetenz wie ihre Weiblichkeit unter Beweis zu stellen. Da die in Forschung und Lehre gepflegte Objektivität ausschliesslich und traditionell von Männern definiert werde, seien zahlreiche Gesichtspunkte aus der Wissenschaftsproduktion im vornherein ausgeklammert. Die Präsenz der Frauen im Hochschulbetrieb sei sozusagen a priori eine der Ohnmächtigen. Die daraus folgende *Ambivalenz* der Frauen gegenüber der Institution lasse sie zu «widersprechenden Subjekten» werden, die Mängel und Defizite aufzeigen. Dadurch aber verlängert sich, gemäss der etwas gewagten Theorie von Frau Streckeisen, die Frauenbewegung in die Hochschulen hinein. Die vor allem in Amerika von weiblichen Forschern angebotenen frauenspezifischen Studiengänge («women studies») – immerhin eine nicht ungefährliche Selbstausgrenzung – haben auch in der Schweiz ihre Reflexe und dürfen nicht mit der normalerweise erfahrenen Fremdausgrenzung gleichgesetzt werden, denn ihnen eignet etwas Kämpferisches. *(Aus der «NZZ»)*

Bernischer Regierungsrat sagt «ja, aber»

Der Regierungsrat des Kantons Bern geht mit den Motionärinnen Matter (jb, Köniz) und Zulauf (pso, Biel) einig, dass der Gleichheitsartikel in der Bundesverfassung nicht nur die Gesetzesstufe angehe, sondern dass dem Gleichheitsgebot auch gesellschaftliche Bedeutung beizumessen sei.

mag. Joy Matter und Sylviane Zulauf setzen sich in ihren Vorstössen für die Schaffung einer Stabsstelle für die Gleichberechtigung von Frau und Mann respektive für die Schaffung eines Büros für die Rechte der Frauen ein.

Grossrätin Matter und acht Mitunterzeichner/innen stützen sich in ihrem Begehren auf den von der Regierung zur Kenntnis genommenen Bericht der Kommission Boehlen über die bestehenden Ungleichheiten zwischen Frau und Mann in der kantonalen Gesetzgebung. Es liege nun an den Direktionen der Verwaltung, die notwendigen Vorarbeiten an die Hand zu nehmen. «Eine Stabsstelle scheint uns ein richtiges Mittel, um dafür zu sorgen, dass die Arbeiten rasch verwirklicht werden», heisst es in der Motion Matter.

Diese Stabsstelle hätte die Aufgabe, direkte und indirekte Diskriminierungen in allen Lebensbereichen und Rechtsgebieten zu bekämpfen. Matter erwar-

tet zudem, dass diese kantonale Stelle die Öffentlichkeit über die noch bestehenden Ungleichheiten zwischen Frau und Mann informiert, um auf diesem Weg anzuregen, dass die Frau auch in der Privatwirtschaft dem Mann gleichgestellt wird.
Die Anliegen Joy Matters decken sich mit denjenigen von Sylviane Zulauf. Grossrätin Zulauf sieht «die Errichtung und die Arbeit des Büros für die Frauenrechte im Zusammenwirken mit den verschiedenen betroffenen Frauenorganisationen und den Frauenrechtsvereinen, wobei die besonderen Interessen von Frauen unterschiedlicher Sprache und Nationalität, die im Kanton Bern wohnen, zu berücksichtigen sind».
Die Regierung erachtet die Anliegen der Motionärinnen als berechtigt, weist aber darauf hin, dass dem Kanton in gesetzgeberischer Hinsicht bundesrechtliche Schranken gesetzt seien. Offen bleibt für die Regierung indessen, ob die Schaffung einer «Stabsstelle», beziehungsweise eines «Büros», «unter den heutigen Verhältnissen das notwendige und geeignete Mittel ist, um die Anliegen der Motionärinnen zu erfüllen». In seiner Antwort verrät der Regierungsrat jedoch mit keinem Wort, ob er unter den heutigen Verhältnissen ein geeigneteres Mittel sähe. Immerhin schlägt er vor, anstelle der Errichtung einer besonderen Stelle die Angliederung an eine bestehende Dienststelle in einer Direktion oder gar der Staatskanzlei vorzunehmen.
Der Regierungsrat will die Motionen als Postulate entgegennehmen.
Alt Grossrätin Marie Boehlen kann sich für die regierungsrätliche Idee der Staatskanzlei erwärmen, «weil dort alle Fäden zusammenlaufen». Es müsste in der Staatskanzlei eine zusätzliche Juristin angestellt werden, betont Boehlen. Lachend fügt sie bei: «Soviel Geld hat der Kanton ja noch!»

(Aus «Berner Tagwacht»)

Politisch wirksame Frauen

Am Tag der *Epiphanie*, dem 6. Januar, einem mythologisch symbolträchtigen Datum, beginnt im Studentischen Zentrum an der Leonhardstrasse 19 mit der Vernissage zu einer Ausstellung eine Veranstaltungsreihe unter dem Titel «Politisch wirksam sein». Durchgeführt wird sie von der *Frauenstelle für Friedensarbeit des Christlichen Friedensdienstes,* die sich selber als «Nahtstelle für Anliegen der Friedens- und der Frauenbewegung» versteht und sich nach eigenen Angaben seit mehreren Jahren mit den Zusammenhängen zwischen patriarchalischer Gesellschaft und Militarismus beschäftigt.
Das Projekt «Politisch wirksam sein», so war an einer Presseorientierung zu erfahren, hat verschiedene Wurzeln. Zum einen will man nach 1986, dem Uno-Jahr des Friedens, zu einer *Fortsetzung des Friedensjahres* aufrufen. Zum anderen basiert das Projekt auf der Tatsache, dass Anliegen und Erkenntnisse der Frauen oft auf den *privaten Bereich* beschränkt bleiben; die Frauenstelle möchte aber, dass sie öffentlich und damit politisch wirksam werden. Ziel der Veranstaltung sei es unter anderem, zu zeigen, dass es die Frauenbewegung noch gebe, dass Frauen, die auf verschiedenen Gebieten Erfahrungen sammeln, einander etwas zu sagen hätten, dass man sich nicht ins private Refugium zurückziehen und sich mit der Welt, so wie sie ist, nicht abfinden wolle.
An der Ausstellung, die den Auftakt der Veranstaltungsreihe bildet, sind *16 Künstlerinnen* mit Photos, Bildern, Zeichnungen und Objekten vertreten; an der Vernissage am Dienstag um 19 Uhr werden die Politikerinnen Judith Stamm und Monika Stocker mit ihnen über den Beitrag diskutieren, den Frauen für eine lebensfreundlichere Gesellschaft leisten können. Die weiteren Veranstaltungen werden jeweils am 6. jedes Monats stattfinden. Im Februar stehen etwa die «Elemente einer feministischen politischen Ethik» zur Diskussion, im März die «Orte politischer Wirksamkeit (beispielsweise Frauenorden und Wiberrat)». Erfahrungen, Ansprüche und Widersprüche von Frauenprojekten sowie «Matriarchale Spiritualität» sind weitere Themen auf dem Programm. *(Aus der «NZZ»)*

Judith Stamm – Hoffnung der Frauen

Die OFRA Schweiz ist bitter enttäuscht, dass die mutige, fähige und integre Luzerner Bundesratskandidatin Judith Stamm, die die ganze Sympathie der Schweizer Frauen auf sich vereint, am 10. Dezember nicht gewählt wurde. Wieder ist eine Chance vertan und ein Schritt in der Richtung unterlassen worden, dass die Frauenmehrheit der Schweizer Bevölkerung von einer Frauenmehrheit in der Landesregierung, d. h. von mindestens vier Bundesrätinnen, vertreten wird. Wann endlich tritt unser Parlament wirklich für die Interessen der Bevölkerung ein? Judith Stamm hätte sich nicht nur konsequent für die Gleichstellung der Frau in Beruf und Familie, sondern auch für die nun nachgerade brennenden ökologischen Fragen eingesetzt. Statt dessen suchen die Schweizer Mannen Zuflucht im Appenzellischen und wählen männerbündlerisch einen Bundesrat aus einem Kanton, der seinen Frauen noch immer den Gang zur Urne verweigert. Hohn oder Verblendung? *(Aus «OFRA» Schweiz)*

Gleichberechtigung: Jetzt kommt Bewegung in die Arbeitswelt

«Taten statt Worte» verspricht eine Initiative, die die Gleichstellung von Frauen in der Arbeitswelt zum Ziel hat. Die engagierte Arbeitsgruppe will mit konkreten Massnahmen die beruflichen Möglichkeiten von Frauen in Unternehmen, Organisationen und Verwaltungen verbessern.
Dass Frauen in der Arbeitswelt vorwiegend wenig qualifizierte Tätigkeiten ausüben, ganz unten in der Firmen-Hierarchie angesiedelt sind und weniger verdienen als ihre männlichen Kollegen: Es ist eine Binsenweisheit, eine vielbeklagte. Es ist aber auch nur die eine Seite der Medaille. Die andere besagt, dass die Ausbildungsbemühungen der letzten Jahre und Jahrzehnte nun Früchte zu tragen beginnen – es gab noch nie so viele gut ausgebildete, qualifizierte Frauen wie gerade heute. Das Problem besteht also offensichtlich darin, die Fähigkeiten und das Wissen der Frauen einerseits und die Bedürfnisse und Realitäten der Arbeitswelt zusammenzubringen. Barrieren bestehen auf beiden Seiten, und neben durchaus vorhandenen realen Hindernissen sind es oft Vorurteile und festgefahrene Verhaltensweisen, die Änderungen behindern, wie es zum Beispiel die Anstellung einer Frau in einem «typischen Männerberuf» wäre. Und genau hier hakt die Initiative «Taten statt Worte» ein. Sie will Bewegung in die Arbeitswelt bringen, um den Frauen «grössere, sinnvollere und effektivere Handlungsspielräume» zu öffnen. Zehn Persönlichkeiten haben sich im Komitee zusammengefunden, die in den Bereichen Arbeitswelt und/oder Frauenwelt gut verankert sind: Lili Nabholz-Haidegger gehört dazu, die Präsidentin der Eidgenössischen Kommission für Frauenfragen, die Publizistin Elisabeth Michel-Alder, die Werbefachfrau Anne Rüffer, als Leiter des ETH-Instituts für Arbeitspsychologie Prof. Eberhard Ulich: sie stellten die Initiative am Mittwoch in Zürich vor. Aktiv beteiligt sind aber auch Nationalrätin Lilian Uchtenhagen und Nationalrat Ulrich Bremi oder Sandoz-Verwaltungsratspräsident

Marc Moret – ein wirklich breites Spektrum.

Elisabeth Michel-Alder sprach über Wege und Ziele der Initiative. In den vergangenen Wochen wurde Kontakt aufgenommen zu achtzig Unternehmen und Verbänden, Organisationen und Verwaltungen. 24 haben ihre Mitarbeit fest zugesagt, weitere haben mindestens positiv reagiert. Bedeutende Unternehmen sind darunter, so alle drei Basler Chemie-Konzerne, vier Grossbanken, das Eidg. Personalamt, mehrere Medien-Unternehmen, auch Swissair, IBM, Migros – ein Potential von vielen tausend Arbeitsplätzen. Mit diesen Firmen und Organisationen wollen die Initianten nun ganz konkrete Massnahmen erarbeiten und einleiten, die den Frauen in diesen Betrieben zugute kommen. Drei Fixpunkte sind zum vornherein festgelegt: Die Aktionen zugunsten der Frauen müssen in der unternehmerischen Zielsetzung expliziert verankert sein, es soll ein konkretes Programm erarbeitet und dann auch in einem festgelegten Zeitrahmen realisiert werden, und es soll eine verantwortliche Person oder Gruppe bezeichnet werden, die die Realisierung des Programms schrittweise durchführt. Die Programme der einzelnen Firmen und Organisationen werden individuell erarbeitet. Es sollen aber immer pragmatische, tatsächlich realisierbare Aktionen sein und nicht grosstönende Absichtserklärungen ohne realen Hintergrund. Im konkreten Fall kann so ein Programm die Öffnung «männlicher» Arbeitsplätze für Frauen sein, die Einrichtung von Anstellungsmodellen, die auf weibliche Lebensmuster Rücksicht nehmen, die gezielte Förderung von Frauen für Funktionen im Kader ... Dabei denken die Initiantinnen und Initianten vor allem an Breitenförderung – mehr Chancen für viele und nicht die Ernennung einer einzelnen Frau in eine Spitzenposition. Anregungen und Motivation für solche Aktionen erhalten die Verantwortlichen in den Betrieben durch Dokumentationen und Information, aber auch durch persönliche Gespräche. Dafür will das Komitee seine ganzen Beziehungen, Ideen und alles Wissen einsetzen. «Wir wollen den Firmen das Know-how der Frauenförderung vermitteln», meinte dazu Lili Nabholz-Haidegger. Was die Unternehmen damit anfangen, soll durch Öffentlichkeitsarbeit und über Symposien publik werden. Dass von den geplanten Aktionen Frauen und Firmen profitieren werden, davon ist das Initiativkomitee «Taten statt Worte» überzeugt. Die Zeit sei reif und die wirtschaftlichen Rahmenbedingungen seien günstig, um den bisher vergeudeten Reichtum weiblicher Fähigkeiten nun endlich zu nutzen. *(Aus der «Basler Zeitung»)*

Sie war die Beste, doch sie hat es nie geglaubt

Sie hat gewusst, wie bekannt und beliebt sie war. Und hat es hautnah immer wieder am eigenen Leib erfahren: wenn die Leute sie anstarrten, wenn sie zur Anlaufstelle wurde für Probleme jeglicher Art. Sie hat es genossen und gleichzeitig darunter gelitten.

Wie sehr man sie wirklich schätzte, auch beim Fernsehen, das hätte sie jetzt den zahlreichen Nachrufen entnehmen können. Es hätte ihr gutgetan zu hören, dass sie die Beste, die Fähigste war. Sie hat es gewusst und doch nie geglaubt.

Heidi Abel hat es mit Heidi Abel nicht leicht gehabt. Sie war selbstkritisch bis zur Selbstzerstörung und war leicht bereit zu bewundern – die andern, die sie allesamt für gescheiter, charmanter, begabter als sich selber hielt. An sich selbst hatte sie dauernd etwas auszusetzen. Und hat auch damit kokettiert – vielleicht, um das Gegenteil von dem zu hören, was sie selber glaubte.

Sie habe lange nicht gewusst, was ihr Wert war, hat sie einmal in einem Interview gesagt. Kann sein, dass sie sich deshalb oft unter ihrem Wert verkaufte: als Präsentatorin von Modeschauen, Schlagerwettbewerben und Unterhaltungsabenden, als ein «Stück Dekoration», wie sie es sich im nachhinein selber eingestand.

Heidi Abel wollte geliebt sein, und sie wollte gefallen. Und wenn sie es tat, hat sie sich kritisch auf die Finger geklopft und der Liebedienerei und Angepasstheit bezichtigt. Sich selbst über die Schulter und in die Karten zu schauen war eine Fähigkeit, die Heidi Abel wie keine zweite beherrschte.

Heidi Abel ist in den über 30 Jahren, die sie am Bildschirm und vor der Kamera verbrachte, ein Stück Öffentlichkeit geworden, und sie hat lange gebraucht, um einzusehen, dass sie auch Heidi Abel war, wenn sie nicht «geschniegelt und gestriegelt, gut geschminkt und gut beleuchtet» in Erscheinung trat, wenn sie es nicht jedem recht machte, sondern sagte, was sie selber dachte.

In letzter Zeit hat sich Heidi Abel in zunehmendem Masse verweigert. Sie hat gelernt, sich durchzusetzen, gegen den Strom zu schwimmen, ihre Gedanken und Gefühle «einzubringen» und auch mal nein zu sagen. Das vor allem; es ist ihr immer besonders schwer gefallen.

Heidi Abel hat sich vom Fernsehen vereinnahmen lassen und hat darauf mit extremen Rückzugsgelüsten reagiert. So offen, ja fast exhibitionistisch sie sich vor der Kamera geben konnte, so scheu und zurückhaltend war sie, wenn es um ihr Privatleben ging. Wie es wirklich in ihr drin aussah, liess sich allenfalls ahnen. Heidi Abel hat bis vor kurzem zurückgezogen auf dem Land gelebt, und ihre tödliche Krankheit hat sie geheimgehalten bis zuletzt. Heidi Abel gehörte nicht zu denen, die ihre Gefühle zu Markte tragen, auch wenn sie in letzter Zeit immer entschiedener darauf bestand, dass auch Fernsehleute zu ihren wahren Gefühlen, zu ihrer Angst, ihrer Unsicherheit und Betroffenheit stehen sollten.

Das hat ihr am Fernsehen nicht nur Sympathien eingetragen. Aber das Fernsehen, für das sie arbeitete, war auch nicht das Fernsehen, von dem sie träumte. Wenn es nach ihr gegangen wäre, hätte alles viel spontaner verlaufen müssen und vor allem menschlicher. Oder müsste es hier heissen weiblicher? Heidi Abel, die zugeben konnte, dass sie sich nicht wohl fühlte, dass ihr etwas naheging, und dies auch zeigte, hätte sich ein gleiches auch von ihren männlichen Kollegen gewünscht. Doch mit der Veränderung, der Reife, die sie selbst durchgemacht hatte, konnte das Fernsehen nicht Schritt halten. So ist es zu Reibereien und Spannungen gekommen: Das «pflegeleichte Fräulein» von einst mupfte auf und zog sich schliesslich doch zurück. Die Aufgabe der ambitionierten Sendung «Karambuli» war vielleicht die grösste Enttäuschung in der an Enttäuschungen nicht eben armen Karriere der Heidi Abel.

So beliebt, ja berühmt Heidi Abel landauf, landab seit langem schon war, am Fernsehen tat man sich schwer, ihre wahren Begabungen und Fähigkeiten zu erkennen. Sie gingen über charmantes Lächeln, gutes Präsentieren und liebevolles Vermitteln herrenloser Tiere weit hinaus. Heidi Abel konnte zuhören, auf Leute eingehen, reden, schwierige Situationen meistern, sie konnte lustig sein und traurig, kokett und enragiert, schlagfertig und einfühlsam – kurz, sie beherrschte alle Register eines Fernsehprofis. Im Studio Leutschenbach hat es 28 Jahre gedauert, bis man diese Fähigkeiten erkannte und den Menschen, die Frau Heidi Abel dahinter ernst nahm. Und sie hat bestimmt recht gehabt, wenn sie diese Situation einmal als «frauenspezifisch» bezeichnete. Frauen lassen sich leichter unter Wert verkaufen als Männer. Dieses Schick-

sal hat Heidi Abel mit unzähligen ihrer Geschlechtsgenossinnen geteilt.
Dass sie sich so spät erst dagegen aufzulehnen und selbst mehr von sich und ihren Qualitäten zu halten begann, macht ihren frühen Tod besonders traurig. *Klara Obermüller*

(Aus der «Weltwoche»)

Gegen Heraufsetzung des AHV-Alters für Frauen in Bern

Die Frauenzentrale des Kantons Bern (FZB) ist enttäuscht über den Vorschlag des Bundesrates für die 10. AHV-Revision, das Rentenalter für Frauen anzuheben. Damit sollen die Ungleichheiten beim Rentenalter auf Kosten der Frauen behoben werden, die weiblichen Benachteiligungen aber bleiben bestehen. Wir verwahren uns dagegen, dass die vom Bundesrat verlangte Kostenneutralität mit Leistungen der Frauen realisiert wird, ohne dass die eingesparten Mittel den längst erwiesenen Frauenpostulaten wie beispielsweise zivilstandsunabhängige AHV zufliessen. Besonders bedenklich ist, dass Frauen in verschiedenen Lebenssituationen sich durch diese Politik gegeneinander ausspielen lassen.
Die FZB befürwortet eine umfassende Gesamtrevision, die den Frauenpostulaten – insbesondere der zivilstandsunabhängigen Rente – Rechnung trägt, und ruft die Frauen zur Solidarität auf. *(Aus «Frauenzentrale» BE)*

Zürcherin wurde Direktorin von Zonta International

An der Delegiertenversammlung von Zonta International in Toronto ist die Zürcherin *Sonja M. Renfer* zur internationalen Direktorin für 1986–88 gewählt worden.
An der Delegiertenversammlung nahmen Abgeordnete aus 48 Ländern teil. Zonta ist eine weltweit tätige Service-Organisation berufstätiger Frauen. In den kommenden zwei Jahren werden namhafte Stipendien ausgerichtet, auch für die Ausbildung von Frauen in sechs Entwicklungsländern.

(Aus «professionnelle»)

Ursula Furgler ist die Frau an seiner Seite

An jenem Mittwoch, es war der 22. Oktober 1986, wurde kurz vor 11 Uhr die Öffentlichkeit von einer überraschenden Neuigkeit unterrichtet.
Ich war unterwegs, im Zug nach Bern, wo ich beruflich zu tun hatte. Mittags traf ich meine Freundin Ursula zu einem kleinen Imbiss und fand sie diesmal entspannter und aufgeräumter denn je. «Weisst du das Neueste?», fragte sie mich, meinen Blick von der Menükarte auf sich lenkend. Ihre in diesem Moment schalkhaft funkelnden Augen erinnerten mich an die Zeit, wo wir vor vielen Jahren in Genf ungeduldig der Examensresultate harrten und Ursula wegen der alphabetischen Reihenfolge stets vor mir Bescheid wusste.
«Kurt ist zurückgetreten.» «Schade für uns alle», hörte ich mich sagen, «doch gut für euch beide.»
Ursula Furgler-Stauffenegger, Mutter von 6 erwachsenen Kindern und 6 Enkelkindern, war in den 15 Jahren, wo ihr Mann das Amt eines Bundesrates innehatte, der Öffentlichkeit gegenüber stets scheu und zurückhaltend, und wegen ihrer introvertierten Art wurden ihr in den Schlagzeilen immer wieder Worte in den Mund gelegt, die sie nie ausgesprochen hatte. Sie sprach auch jetzt nicht von Zukunftsplänen und Lebensänderungen. Der Entschluss ihres Mannes kam für sie und die Kinder tatsächlich überraschend.
«Wenn man mich heute nachmittag fragen wird», so Ursula Furgler, kurz bevor sie sich in Muri der Presse stellte, «wie mir zumute sei, ob wir beide, Kurt und ich, in Bern bleiben werden, ob ich mich auf die Zeit danach freue, endlich allen Verpflichtungen einer Bundesratsgattin enthoben zu sein, usw., usw., all diese Fragen kann und will ich nicht beantworten.»
Ich weiss, wie Ursel Furgler in all diesen Jahren mannigfachen physischen und psychischen Belastungen ausgesetzt war, wie ihre fragile Gesundheit ihr Schranken setzte, wie sie ihre eigenen Bedürfnisse stets hintanstellte, und ich glaube zu wissen, dass Kurt Furgler nicht zuletzt aus Rücksicht auf seine Frau Ursula sich für den Rücktritt entschied. *Edith Frey-Zust*

(Aus «professionnelle»)

Kommission für Frauenfragen

Soll der Akzent auf Frauenkommission liegen oder auf Kommission für Frauenfragen? Soll die beratende Kommission ausschliesslich Sache von Frauen sein oder sollen auch Männer mitmachen dürfen? Und wie ist bei der Zusammensetzung zwischen traditioneller und neuer Frauenbewegung zu gewichten? Solche Fragen wurden vom Gemeinderat diskutiert, bevor er der Schaffung einer Kommission in jener Form zustimmte, wie es der Stadtrat vorgeschlagen hat: mit Männern und mit dem Recht des Stadtrates, das Präsidium zu wählen.
Für den Gemeinderat hat sich die Geschäftsprüfungskommission näher mit der Vorlage des Stadtrates befasst. Ihr Präsident, Bruno Kühnis, erklärte sich mit der Schaffung der Kommission einverstanden, die zu einem Drittel «auf Vorschlag der im Grossen Gemeinderat vertretenen politischen Parteien mit Fraktionsstärke vom Stadtrat» ernannt wird, zu einem Drittel durch die Frauenorganisationen, vertreten durch die Frauenzentrale, nominiert wird, zu einem weiteren Drittel vom Stadtrat selbst bestellt werden kann.
Den nicht in der Frauenzentrale erfassten Gruppierungen soll nach Vorschlag des Stadtrates ein, nach GPK mehr als ein Sitz in der aus 21 Mitgliedern bestehenden Kommission zugestanden werden.
Namens der SP-Fraktion begrüsste Jutta Osterwalder die Schaffung der Kommission, rügte aber die «Untervertretung» der neuen Frauenbewegung und das Recht des Stadtrates, das Präsidium zu bestellen.
Beatrice Weder (Politische Frauengruppe) stellte einen Rückweisungsantrag. Es müsse eine Vorlage ausgearbeitet werden, welche andere Inhalte habe (insbesondere den Gründen für die noch immer bestehende rechtliche Zurücksetzung der Frauen nachgehe), ausschliesslich Frauen vorbehalten sei, allen Parteien (auch den nicht in Fraktionsstärke vertretenen) offenstehe und vier Sitze der «neuen Frauenbewegung» zusichere.
Marianne Schlüchter (SP) kritisierte den Stadtratsentwurf in ähnlicher Form. Stadtrat Peter Schorer bekräftigte den Willen des Stadtrates für eine ausgeglichene Bestellung zu sorgen, meinte, dass eine mögliche Männervertretung ihren Sinn haben könne; das Präsidium selbst müsse nach Gemeindeordnung vom Stadtrat bestellt werden. Der Gemeinderat lehnte den Rückweisungsantrag Weder ab und stimmte der Schaffung der Kommission zu. *(Aus «St. Galler Tagblatt»)*

Maria Mumenthaler, als beste Unternehmerin auserwählt

Wie «professionnelle» bereits meldete, wurde Maria Mumenthaler, Präsidentin der Manpower Suisse SA, als erste Schweizer Unternehmerin mit dem Veuve-Clicquot-Preis ausgezeichnet. Dieser Preis wird für besondere unternehmerische Erfolge, innovativen Geist und verantwortungsbewusstes Handeln verliehen. Die Preisverleihung für die sechs auserwählten Unternehmerinnen aus ganz Europa fand am 3. Oktober in den Veuve-Clicquot-Kellereien in Reims statt.

(Aus «professionnelle»)

Zugegeben: Einfachheit in der Kleidung ist teuer, teurer jedenfalls als all die vielen Mode-Gags. Dafür ist die Einfachheit fast zeitlos, weshalb sie sich besonders gut für die Grundgarderobe eignet.

Die feine Art des Understatements

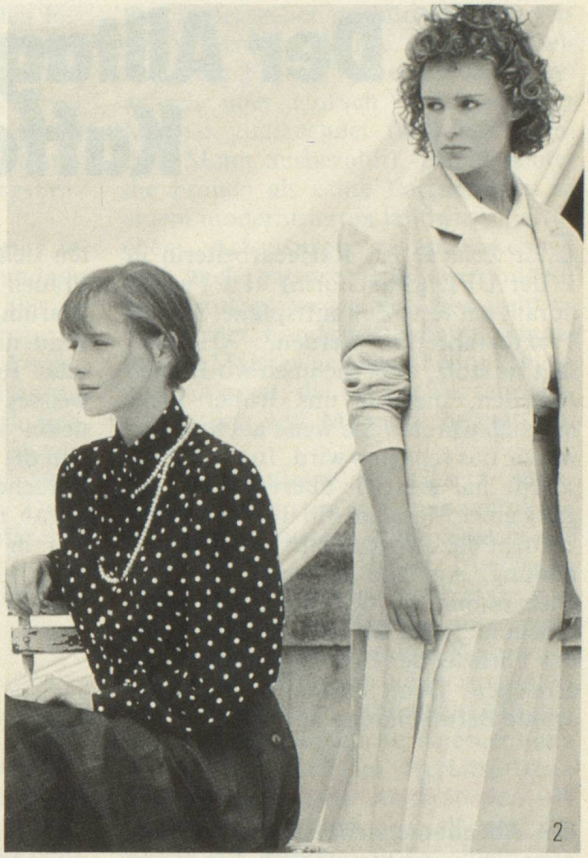
Fledermausärmel und breite Gürtel

Zwei Faktoren machen den diskreten Chic der Kleidung aus: das Material und der Schnitt. So besteht der plissierte Wickeljupe aus feiner Wollseide, der Pulli aus Cashmere und der Gürtel aus Leder, alles sorgfältig verarbeitet und alles überaus tragbar. Nur eine schlanke Taille sollte man haben.
MODELL
ELISABETH BOSSARD (1)

1

Tupfen und Falten

Vorbei die Zeiten, als der französische Modeschöpfer Balenciaga verkünden durfte, für die Eleganz müsse eine Frau leiden. Moderne Frauen fordern Bequemlichkeit und finden diese auch in den besten Boutiquen, zum Beispiel im Form von Faltenröcken, Tupfenblusen und Blazers.
MODELLE
VON LAURA ASHLEY (2)



2

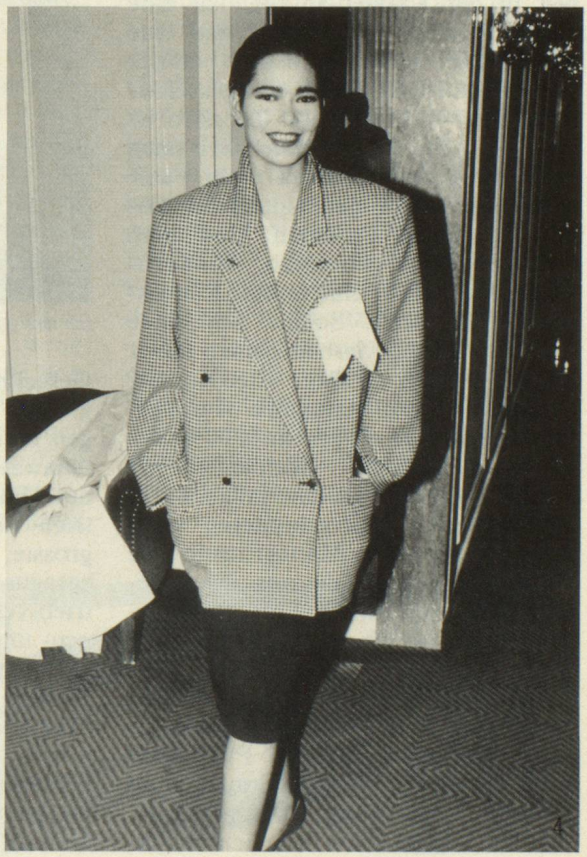
Country- und Business-Look

Nobles Understatement zeichnen sowohl den Business-Look als auch die Country-Sportlichkeit aus. Beide Stilarten aber lassen sich kombinieren, zum Beispiel bei dem feingemusterten hellen Ensemble, bestehend aus einem geraden Jupe und einem schlichten, kurzärmligen Oberteil.
MODELL LANGE (3)

3

Weite Jacke, enger Jupe

Ein todsicherer Modetip sind perfekt geschnittene Jacken und klassische Jupes in den Nichtfarben Schwarz und Weiss. Sie passen sowohl ins Büro als auch zum Bummeln in der Stadt, sind gleichsam «alterslos» und lassen sich durch verschiedene Accessoires immer wieder verändern.
MODELL LATAA STYLE (4)



4

In Nicaragua steht der beruflichen Förderung der Frauen vom Gesetz her nichts mehr im Weg. Die Behörden sind sogar an ihrer aktiven Teilnahme interessiert. Doch der Alltag ist nach wie vor hart und vom sprichwörtlich lateinamerikanischen «machismo» geprägt. SWISSAID-Mitarbeiterin Elfie Schöpf hatte während ihres kürzlichen Nicaragua-Aufenthaltes Gelegenheit, mit Frauen in einer Kaffeeplantage zusammenzuarbeiten. Am Beispiel einer jungen Landarbeiterin schildert sie eine für nicaraguanische Frauen typische Lebenssituation.

Der Alltag von Flor Zelaya, Kaffeearbeiterin

Flor Zelaya, 23, Kaffeearbeiterin in der UPE (Staatsfarm) «La Fundadora», hat feste Zukunftspläne: Sie will Traktorfahrerin werden. «Heute», sagt sie stolz, «übernehmen wir Frauen Arbeiten, die für uns früher nicht möglich waren.» Sie weiss auch schon, wie sie das schaffen wird. In einer Zeitschrift hat sie sich über den Werdegang einer Maschinistin informiert. Sie braucht dazu vorerst eine solide Schulbildung. An fünf Abenden pro Wochen nimmt sie deshalb am Erwachsenenunterricht im Schulhaus teil, um das Lernziel der fünften Schulstufe zu erreichen. Denn darauf baut die ersehnte Berufsbildung auf.

38% alleinerziehende Mütter

Der Abendunterricht ist hart für Flor, denn sie verrichtet täglich Schwerarbeit in der Kaffeeplantage, hat eine kleine Familie, einen Sohn und eine alte Mutter, zu betreuen und betätigt sich erst noch als aktive Gewerkschafterin. Der 6jährige Sohn Teodoro ist ihr zweites Kind. Das erste starb nach einer Infektionskrankheit. Sein Vater hatte Flor schon gleich nach der Geburt des Babys verlassen. Und auch Flors zweiter Compañero, Teodoros Vater, hat sich in eine andere Landesgegend abgesetzt. Solche Schicksale sind für viele Landarbeiterinnen dieser Region bitterer Alltag. Eine in der Umgebung von Matagalpa durchgeführte Umfrage ergab, dass 38% der befragten Frauen alleinerziehende Mütter sind. Dies ist eine Folge des in Lateinamerika weitverbreiteten «machismo». Sehr viele Männer lehnen die Verantwortung für die von ihnen gezeugten Kinder rundweg ab. Diese Erscheinung wird oft mit der Einführung der Monokulturen durch die Kolonialmächte und der damit einhergehenden Zerstörung der Familienstrukturen erklärt. Die Arbeit in den Plantagen, z.B. Kaffee im Süden, Bananen im Norden, brachte eine ständige Mobilität der Landarbeiter mit sich. So taten sich die Männer oft mit mehreren Frauen zusammen.

Warum heiratet die attraktive junge Frau nicht? «Heiraten?» meint Flor, «das tut hier niemand. Ein schönes weisses Hochzeitskleid könnte sich ohnehin keine Landarbeiterin leisten.» Um die Ansicht des Pfarrers jedenfalls brauchen sich die Leute der «Fundadora» nicht zu kümmern. Die Kirche war in diesem von Armut geprägten Gebiet nie präsent. Die Instanz, die im grossen Staatsbetrieb, einem ehemaligen persönlichen Besitz des Diktators Anastasio Somoza für die Ordnung der Dinge sorgt und den ganzen Betrieb organisiert, ist die ATC, die grösste Landarbeitergewerkschaft Nicaraguas. Fast allabendlich finden Betriebsversammlungen, Arbeitsgruppen- und Kommissionssitzungen statt, wo wichtige Entscheide weitgehend demokratisch getroffen werden. Flor ist Mitglied des geschäftsführenden Komitees und vertritt dort vor allem die Frauenanliegen. Sie setzt sich z.B. für die Einhaltung des (gesetzlich verankerten) Mutterschaftsurlaubs ein, denn die häufigen Schwangerschaften bedeuten für die Kaffeearbeiterinnen, besonders für die alleinverdienenden, das grösste Problem.

36- statt 66-Stunden-Woche

Sehr viel gibt unter den Frauen die «norma» zu reden. Auf dieser Zeitnorm basiert der vor einiger Zeit als neue Lohnkomponente eingeführte Akkordzusatz. Im Kaffeebau ist es für die Frauen manchmal schwierig, auf die für einen ausreichenden Lohn erforderliche Arbeitsleistung zu kommen. Wenn der Boden z.B. ausserordentlich hart ist, reichen die Kräfte der Frauen für längeres Hacken einfach nicht aus. In solchen Fällen verliert die im Prinzip richtige Formel «gleicher Lohn für Mann und Frau» ihre Berechtigung. In «La Fundadora» haben die Frauen durchgesetzt, dass ihnen die körperlich weniger schweren Feldarbeiten zugewiesen werden. Innerhalb der ATC setzen sich Flor und ihre Kolleginnen auch dafür ein, dass nicht nur in Staatsbetrieben, sondern auch im

Die nicaraguanische Kaffeeplantage «La Fundadora» gehört dem Staat und beschäftigt auch viele Frauen.

Privatsektor frauenspezifische Anpassungen vorgenommen werden. Dies ist um so wichtiger, weil Frauen heute im Gegensatz zu früher nicht nur bei der Kaffeeernte zugezogen werden, sondern vermehrt Ganzjahresarbeit leisten. Die regelmässigen Arbeitsplätze verdanken sie vor allem dem durch den Militäreinsatz der Männer entstandenen Arbeitskräftemangel. – Als grösste Errungenschaft für Frauen und Männer seit dem Sturz Somozas bezeichnet Flor die massive Reduktion der Arbeitszeit auf den Feldern (in der «Fundadora» von einer 66- auf die 36-Stunden Woche). In der Erntezeit, wenn auch Städter und ausländische Helfer zum Einsatz antreten, leisten allerdings auch die regulären Kaffeearbeiterinnen viele Überstunden.

Wenn die Contras im Morgengrauen von den Hügeln kommen ...

Eine grosse Last, die jüngere Frauen und Männer gemeinsam zu tragen haben, ist die Verteidigung der Siedlung gegen allfällige Contra-Angriffe. Flor muss zweimal wöchentlich während drei Stunden einen Wachtposten versehen. Zwar sind bis heute noch nie Contra-Rebellen in die gut geschützte «Fundadora» eingefallen. Doch andere Siedlungen, besonders diejenigen in Grenznähe zu Honduras, sind ständig gefährdet. Die Contras greifen Dörfer an, zerstören Speicher und Saatgut, Schulen, Gesundheitszentren und andere sozialen Einrichtungen. Viele Bauern und ihre Frauen können ihre Felder nur noch mit dem Gewehr auf dem Rücken bestellen.

Bittere Armut überwunden

Flor Zelaya ist erleichtert: Heute kann sie den kleinen Teodoro während ihrer Arbeitszeit im gut geführten Tagesheim der «Fundadora» unterbringen. Er erhält dort zwei warme Mahlzeiten pro Tag und wird in einer Spielgruppe in geschützter Umgebung betreut. Flor meint dazu: «Früher mussten wir unsere Kinder sich selbst überlassen. Wir wussten nicht, ob sie in unserer Abwesenheit von einer Schlange gebissen wurden und waren ständig beunruhigt. Heute haben wir keine Angst mehr.»
Auch für Erwachsene gibt es täglich warme Mahlzeiten in der Betriebskantine. Reis, Bohnen und Tortilla, und dies jahrein, jahraus, sind zwar keine Festessen. Doch wenn sich die Bewohner der «Fundadora» daran erinnern, wie sie vor 1979, als die Farm noch Somoza gehörte, war, nehmen sie diese Eintönigkeit gelassen hin: «Damals», erinnern sich die Frauen, «wussten wir oft nicht, wie wir alle hungrigen Mäuler stopfen sollten ...» Die Initiativeren unter ihnen haben aber dieser Eintönigkeit des Speisezettels eigenhändig den Kampf angesagt. Vor Flors Häuschen z.B. gackern ein paar Hühner, und im Gärtchen leuchten Tomaten zwischen Salat- und Kohlköpfen hervor. Die Staatsbetriebe stellen den Familien immer auch etwas privates Land zur Verfügung. In der «Fundadora» erhält zudem jede Person täglich ¼ l Milch, und jeden Samstag werden Kühe geschlachtet. Viele Frauen erstehen dann einen winzigen Sonntagsbraten für die Familie.
Nein, im Paradies leben die Leute in den einfachen Hütten der «Fundadora» nicht. Dafür ist das Leben hier zu arbeitsreich und zu wenig komfortabel. Doch Flor hofft auf die Zukunft. Sie ist entschlossen, dazu ihren Beitrag zu leisten. Für das Foto möchte sie sich in einem Paar neu erstandener Shorts präsentieren. Die Mutter legt Protest ein. Das schicke sich hier im Dorf nicht, findet sie. Die künftige Maschinistin gibt im Moment noch klein bei. Auf dem Traktor dann wird ihr niemand mehr dreinreden.

Gleichberechtigung für Landarbeiterinnen

Die Zahl der Landarbeiterinnen in Nicaragua ist in den letzten Jahren stark angestiegen. Im Kaffeeanbau betrug der Frauenanteil 1984 noch 42% – heute sind rund 70% der Kaffeearbeiter Frauen. Die meisten von ihnen werden nur saisonal beschäftigt. Doch vor allem in Staatsbetrieben und Kooperativen finden die Frauen heute vermehrt ganzjährige Anstellungen. Im immer noch stark vertretenen Privatsektor (1984: 64% der landwirtschaftlichen Betriebe) ist der Anteil der regelmässigen Lohnempfängerinnen sehr viel niedriger. Private Farmer erachten die Rendite aus der Frauenarbeit oft als zu gering. Sie verzichten deshalb, wenn möglich, ganz auf die Einstellung von regelmässigen weiblichen Arbeitskräften. Doch sind die nicaraguanischen Behörden an der aktiven Partizipation der Frauen an der wirtschaftlichen, sozialen und politischen Neugestaltung der Gesellschaft interessiert. Die Landarbeitergenossenschaft ATC nimmt sich seit 1984 der speziellen Problematik der weiblichen Arbeitskräfte an und versucht, diese zu fördern. Durch die Erhöhung des Frauenanteils in den Gewerkschaftsgremien sollen weibliche Anliegen gegenüber Arbeitgebern und Gesetzgeber nachdrücklicher vertreten werden. Wurde die Arbeitsleistung der Frauen früher oft kaum beachtet, oder einfach derjenigen der Männer zugerechnet (und der Lohn dem Mann ausbezahlt), gilt es heute, die Frauen als echte Partnerinnen in einem modernisierten landwirtschaftlichen Arbeitsprozess anzuerkennen und auch entsprechend auszubilden. Nicht zuletzt wegen der Abwesenheit der in der Landesverteidigung eingesetzten Männer gelangen heute Frauen in Positionen, die bis vor kurzem ausschliesslich von Männern besetzt waren.
Das nicaraguanische Gesetz anerkennt – als erstes in Lateinamerika – die Frau als direkte Nutzniesserin der Agrarreform. Das heisst Ehefrauen und Töchter können unabhängig von ihrer Rolle in der Familie unter eigenem Namen Mitglieder von Kooperativen werden. Bis heute haben rund 45% der Kooperativen weibliche Mitglieder. Um die gesetzliche Anerkennung der Frauen auch im Arbeitsprozess durchzusetzen, sind Anpassungen wie die Schaffung von speziell auf die Kräfte der Frauen ausgerichtete Arbeitsnormen, Erleichterungen bei Schwangerschaft und Geburt, Tagesstätten für Kinder sowie Einrichtungen für die Familienplanung notwendig geworden. Solche sozialen Institutionen kosten allerdings Geld. Geld, das der in grossen wirtschaftlichen Nöten steckende Staat nur mit grössten Anstrengungen aufbringen kann.
SWISSAID unterstützt seit 1984 das Frauenförderungsprogramm der ATC durch einen finanziellen Beitrag zu einem umfangreichen Projekt. Sie will damit den Frauen die Wahrnehmung ihrer familiären und gesellschaftlichen Aufgaben erleichtern und gleichzeitig den Kindern der arbeitenden Frauen gute Entwicklungschancen ermöglichen.

Elfie Schöpf

VORZUGSANGEBOT

SELBER MACHEN IN HAUS UND WOHNUNG MIT DER

HOBBYZYT

DER SCHWEIZERISCHEN ZEITSCHRIFT FÜR HEIMWERKER + BASTLER

Erhalten Sie im Jahr über 60 Vorschläge, Bauanleitungen und Ideen, die leicht verständlich dargestellt und durch Zeichnungen und Bilder dokumentiert werden. Wie dichte ich Fenster? Einfache Reparaturen im Haus und Garten. Einfache Isolationen anbringen. Wie mache ich eine Holzwand? Die Betontreppe muss geflickt werden. Einen Grill im Garten. Spielsachen für die Kinder. Und, und ...

Dazu bringt aber «Hobbyzyt» noch viele andere interessante Themen: Alles über Werkzeuge und Materialien, Kurse und Lehrgänge, Neuheiten aus der Bastlerwelt, Tips und Vorschläge. Sie möchten alle diese Arbeiten gerne ausführen, aber es fehlen die zündende Idee und die richtige Bauanleitung. Dem können Sie jetzt auf einfache Weise Abhilfe schaffen – mit einem Abonnement von «Hobbyzyt».

Coupon ausschneiden und einsenden an:
Verlag «Hobbyzyt», Postfach 205, 8703 Erlenbach

GUTSCHEIN für Spezialabonnement

☐ Ja senden Sie mir die **hobbyzyt** bis Ende 1987 zum Spezialpreis von Fr. 15.–.

Frau/Herr _____

Strasse _____

PLZ/Ort _____